

**Hella Fischer**

**DIE MÜHLE  
AM DRACHENWEG**



Hella Fischer

**DIE MÜHLE  
AM DRÄCHENWEG**



## Vorwort – Der Traum

Tief in deinem Inneren  
lebt dein klagendes Abbild.  
Du wartest auf seine Zauberworte:  
„Ich bin du.“  
Sie werden all deine Wunden heilen.

Maria Szepes

Was ist, wenn sich Träume und Wirklichkeit vermischen, ein Übergang von der einen Welt in die andere geschaffen wird? Wer kann dann noch Wahrheit und Märchen unterscheiden? Dann können seltsame Dinge geschehen und Träume uns weit aus dem Alltag hinwegtragen, den Ort, den man die „Anderswelt“ nennt, dort, wo es Wesen und Dinge gibt, welche uns im normalen Leben verschlossen bleiben. Und doch sind beide Welten miteinander verwoben durch die Hand des Schicksals. Viele Fragen werden aufgeworfen, und Antworten darauf sind nicht immer leicht zu finden.

So lasst uns schauen, mitten hinein in das Leben eines Menschenkindes, teilnehmen an seinem Schicksal, es ein Stück auf seinem Lebensweg begleiten.

Träume sind Schäume, so sagt der Volksmund. Doch ist das wirklich so? Manchmal beginnen Märchen und Erzählungen damit. Und manchmal kann es auch sein, dass ein Traum eine große Veränderung im Leben eines Menschen ankündigt, wie in der folgenden Geschichte, meiner Geschichte, die ich euch erzählen will. Da war dieser merkwürdige, ja unheimliche Traum:

Dunkelheit herrscht um mich herum. Ich stehe mitten in einem leeren, unbekanntem Raum. Unheimliche Stille!

Leise und fast unmerklich öffnet sich eine Tür in der Wand. Eine Gestalt betritt den Raum, um sie herum, ein Leuchten. Sie kommt auf mich zu. Schauern überkommt mich. Vor Angst und Erregung wage ich kaum zu atmen.

Dann steht sie vor mir. Der alles durchdringende Blick ihrer Augen scheint mich durchbohren zu wollen. Ich sehe in das Gesicht einer alten Frau. Diesem stechenden Blick kann ich nicht standhalten, und ich weiche ihm aus. Erschrocken trete ich einen Schritt zurück.

In der Hand der Alten sehe ich einen Briefumschlag. Sie kommt weiter auf mich zu, und schließlich ganz nah an mich heran. Ich will zurückweichen, aber meine Beine versagen mir den Dienst, und ich bleibe wie angewurzelt stehen. Sie streckt mir die Hand mit dem Brief entgegen. Und ich spüre, wie meine Hand danach greift, ohne dass ich es eigentlich will. Entsetzt sehe ich die Alte an, und meine Gedanken fragen: „Was ist damit?“

„Es ist eine Einladung, folge ihr, und du wirst sehen!“, antwortet sie mir, und ihre Lippen bewegen sich nicht. Eiskalt läuft es mir über den Rücken, und ich ringe nach Worten, will noch fragen, doch die Alte ist schon wieder verschwunden, ohne dass sich die Tür geöffnet hat.

Ich mache den Umschlag auf, ziehe einen Bogen Papier heraus und schaue darauf. Doch so sehr ich mich auch bemühe, ich kann nichts auf der Einladung erkennen. Fassungslos stehe ich da, weiß nicht, was ich tun soll.

Und während ich noch darüber nachsinne, befinde ich mich schon mitten in einem großen, festlich geschmückten Raum, der vom Schein vieler Kerzen hell erleuchtet wird. Seltsam gekleidete Frauen haben sich hier an diesem Ort versammelt. Ihre weiten dunklen Gewänder sind mit Verzierungen aus Gold- und Silberfäden bestickt, in denen glitzernde Schmucksteine eingelassen sind.

Befremdet und hilflos schaue ich in die Runde, weiß nicht, was ich hier soll, und versuche unbemerkt den Raum zu verlassen. Dann erkenne ich unter all den Versammelten die Alte wieder. Mit einem freundlichen Lächeln kommt sie auf mich zu. Ihre Begrüßung ist herzlich. „Schön, dass du gekommen bist!“, sagt sie und nimmt mich bei der Hand. Sie führt mich durch die Anwesenden hindurch, hin zu einem der Fenster. Interessierte, aber freundliche Blicke folgen uns.

Die Alte öffnet das Fenster weit, damit wir beide hinaussehen können. Draußen ist es Nacht. Der helle Vollmond lässt die Umrisse des unter uns liegenden Gartens und des daran angrenzenden Waldes erkennen. Und über alledem wölbt sich die blinkende Kuppel des Sternenhimmels mit all ihrer Pracht.

„Schau, diese herrliche Nacht, wie sie die Welt mit ihrem sanften Schleier umhüllt“, sagt die Alte, und zeigt mit einer ausladenden Handbewegung auf den Garten unter uns und den Wald um ihn herum. „All das, was du hier siehst, gehört dir.“

Ich schau auf das vor mir liegende Land und verstehe gar nichts. Plötzlich streift mich etwas am Kopf, und ich zucke zusammen.

„Du musst dich nicht erschrecken, es war nur eine Fledermaus – eine Gefährtin der Nacht“, sagt die Alte beruhigend. „Möchtest du nicht auch wie sie, durch die Nacht, über Berg und Tal, Wiesen und Wälder, Flüsse und Seen, hinweg schweben können?“

Ich sehe die Alte ungläubig an. Natürlich ist die Vorstellung berauschend, über alles hinwegschweben zu können, aber der Mensch hatt nun mal keine Flügel.

„Vielleicht wirst du eines Tages vieles können, was du heute noch nicht für möglich hältst – denn du gehörst zu uns“, spricht sie mit sanfter Stimme weiter. Was sie auch immer damit meinte, in diesem Augenblick fürchtete ich mich nicht mehr, und ein beruhigendes Gefühl überkam mich.

# 1. Kapitel

Jede dunkle Nacht hat ein helles Ende.

Nisma

Der schrille Dauerton der Klingel an der Korridortür weckte mich unsanft aus meinem Traum. Langsam öffnete ich die Augen und blinzelte zum Wecker. „Was, schon halb elf!“ – Aber war es nicht eigentlich egal, wie spät es war? Ich hatte doch Zeit – sehr viel Zeit.

Die Klingel dröhnte weiter. „Ich komme ja schon“, knurrte ich vor mich hin, während ich den Morgenmantel überzog und zur Tür lief. Mein Gott, war mir schlecht, und in meinem Kopf tobte eine Schlacht, jeden Hieb und jeden Stich spürte ich.

Ich öffnete die Tür einen Spaltbreit und sah hinaus. Draußen stand ein hagerer Mann mit Anzug und Krawatte, unter den linken Arm hatte er eine Aktenmappe geklemmt. Mann, hatte der einen durchdringenden und stechenden Blick. Oh nein! Schon wieder ein Vertreter! War mein erster Gedanke, als er so vor mir stand.

„Sind Sie Frau Rita Wagner?“, fragte er und musterte mich.

„Ja“, sagte ich gereizt. Meinen Vornamen kannte er also auch schon. Und ehe er noch etwas sagen konnte, rasselte ich meinen üblichen Spruch herunter: „Ich brauche nichts, ich kaufe nichts, ich habe kein Geld!“, und warf die Tür mit einem kräftigen Schwung ins Schloss.

„So eine Unverschämtheit“, schimpfte ich vor mich hin.

Die Klingel begann erneut zu dröhnen, und der Mann rief: „Machen Sie doch die Tür auf, Frau Wagner, es ist sehr wichtig!“

„Ich lasse keinen Vertreter in meine Wohnung!“, brüllte ich zurück.

„Ich bin doch kein Vertreter.“

„Und was sind Sie dann?“

„Rechtsanwalt, und habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen.“

Was mochte das nun wieder bedeuten! Ich machte die Tür ein kleines Stück auf und steckte neugierig die Nase durch den Spalt, ohne die Sicherheitskette zu öffnen.

„Und was für eine Mitteilung ist das?“

„Es geht um eine Erbschaft.“

„Erbschaft!“ Ich wollte die Tür aufreißen, die Sicherheitskette straffte sich und hielt sie zurück. Mit zitternden Händen zog ich die Kette aus der Sicherung. In diesem Moment war es mir völlig egal, dass ich noch Nachthemd und Morgenmantel anhatte, alte Pantoffeln an den Füßen und die Haare struppig und ungekämmt waren.

Der Mann streckte mir seine Hand entgegen. Sein Händedruck war so fest, dass mir die Hand schmerzte.

„Mayer, mein Name.“

„Können Sie sich ausweisen?“, fragte ich aufgeregt.

Er zog einen Ausweis und eine Visitenkarte aus seinem Jackett und reichte sie mir. „Bitte lesen sie selbst!“

Das Lesen fiel mir schwer, ich starrte beides an, der Restalkohol hielt meinen Geist noch gefangen. Dass der Mann Mayer hieß, brachte ich gerade noch zusammen. So gab ich ihm Ausweis und Visitenkarte zurück. „In Ordnung, kommen Sie herein!“

Vor ihm her schlurfend führte ich ihn ins Wohnzimmer. Wir nahmen am Tisch in der Mitte des Zimmers Platz. Herr Mayer öffnete seine Aktenmappe, nahm einige Papiere heraus und schob sie mir hin. Ich blätterte darin, während er mir den Sachverhalt erklärte: „Ihre Tante, Anna Hager, ist verstorben. Da sie nicht verheiratet und kinderlos war, hatte sie Sie als Erbin in ihr Testament eingesetzt.“

„Anna Hager? Habe ich gar nicht gekannt. – Träume ich vielleicht noch?“ Ich schaute Herrn Mayer mit großen Augen an.

„Nein, nein, Sie träumen nicht, es ist schon so. Doch die Sache ist nicht ganz so einfach. Ich werde es Ihnen erklären.“

Ich sah ihn gespannt an. Was konnte an einer Erbschaft kompliziert sein?

„Das Erbe besteht aus einer alten Mühle, vielmehr nur noch dem Wohngebäude, und einem beträchtlichen Barvermögen. Es wird jedoch zur Bedingung gemacht, dass Sie in der Mühle auch wohnen.“

Ich sollte also umziehen. Warum nicht, was hielt mich hier noch?

„Fürs Erste ist eine monatliche Zuwendung von dreitausend Euro angedacht, kann aber später mehr werden. Dieses Geld steht Ihnen frei zur Verfügung.“

„Oh, hört sich sehr gut an!“, sagte ich begeistert.

„Sollten Sie aber die Bedingungen nicht einhalten, fällt das



Erbe einer wohltätigen Organisation zu“, belehrte mich Herr Mayer und zog dabei die Augenbrauen hoch.

„Lassen Sie sich einmal unterbrechen! Wo befindet sich diese mysteriöse Mühle und wie gelangt man dorthin?“, fragte ich aufgeregt, schließlich wollte ich doch wissen, in welche Ecke des Landes es mich verschlagen würde.

„Das wollte ich Ihnen alles gerade mitteilen“, fuhr der Rechtsanwalt in einem ruhigen, aber bestimmten Ton fort. Die Spannung stieg, und mein Puls erhöhte sich sprunghaft.

„Die Mühle befindet sich in Garnshausen, einem kleinen Ort, etwa fünfhundert Kilometer von hier entfernt. Sie liegt abgelegen am Waldrand, vielmehr etwas im Wald, und ist seit dem Tode Ihrer Tante nicht mehr bewohnt. Ihre Tante war sehr alt, als sie starb. Seit Jahren hatte die alte Frau nichts mehr am Haus bauen lassen. Deshalb müsste das Gebäude auch wieder ein wenig in Ordnung gebracht werden. Eine Renovierung wird selbstverständlich aus der zurückbehaltenen Erbmasse bezahlt. Aber Sie müssten das Geld erst einmal vorstrecken, am Jahresende wird es Ihnen dann wieder zurückerstattet. Außerdem erhalten Sie am Ende jedes Jahres noch einen zusätzlichen Bonus von hunderttausend Euro.“

Die Zahlen drehten sich in meinem Kopf, ich konnte es kaum fassen: So viel Geld, und das sollte alles mir gehören!

„Jetzt dazu, wie Sie zu der Mühle gelangen, also zum Transportmittel. Haben Sie eine Fahrerlaubnis?“ Der Mann sah mich fragend an, traute mir wohl das Autofahren nicht zu.

„Eine Fahrerlaubnis schon, aber kein Auto“, sagte ich.

„Sie brauchen also ein Auto?“

„Wäre schon nicht schlecht.“

„Nun ja“, meinte Herr Mayer, und dabei hatte ich das Gefühl, seine grauen Augen würden mich gleich durchbohren. Und ich wagte es nicht, ihm zu sagen, dass ich mir gar kein Auto leisten konnte. Aber ich hatte das Gefühl, er schien es schon zu wissen, denn er fuhr gelassen fort: „Das Auto wird natürlich auch vom Erbe bezahlt. Da die Zufahrt zum Grundstück nur aus einem Feld- und Waldweg besteht, wäre es das Beste, einen Jeep anzuschaffen.“

Hatte ich recht gehört, ein Auto bekam ich auch noch?

„Das hört sich ja alles ganz märchenhaft an.“ Mein Herz pochte bis zum Hals. „Und die Zuwendung wird wirklich bis an mein Lebensende gezahlt?“, fragte ich sicherheitshalber noch einmal nach.



## 2. Kapitel

Ein tiefer Fall führt oft zu  
höherem Glück.

William Shakespeare

Wie versprochen erschien Herr Mayer am nächsten Tag pünktlich um halb elf. Dieses Mal empfing ich ihn nicht wieder im Morgenmantel, denn ich war, nach einer schlaflosen Nacht, schon sehr früh aufgestanden. Ich hatte mich, passend zum Jeep, sportlich in Jeans und Lederjacke gekleidet und die Haare nach hinten gesteckt. Eigentlich fand ich mich in diesem Aufzug ziemlich flott, nur mein Gesicht...! Schnell noch Augen und Lippen geschminkt, die roten Flecken mit Puder abgedeckt, und es machte sich schon viel besser. Jetzt noch eine gerade Haltung einnehmen, dann war ich gleich ein anderer Mensch.

Herr Mayer hatte alle Papiere vorbereitet, ich brauchte nur noch zu unterschreiben, und das tat ich mit großer Freude. Viele Unterschriften musste ich leisten, denn es war ein ziemlicher Stapel Papiere, den mir Herr Mayer vorgelegt hatte. Er fragte mich der Ordnung halber, ob ich alles noch einmal durchlesen wolle. Natürlich wollte ich nicht, ich war doch viel zu gespannt auf mein Erbe, als dass ich noch unnötige Zeit mit Lesen zubringen wollte. So unterschrieb ich einfach.

Dann ging es zum Autokauf. Der war schnell abgewickelt, da ich voll und ganz mit dem roten Jeep einverstanden war, den Herr Mayer für mich reservieren hatte lassen. Ich hätte wahrscheinlich jedes Auto genommen, wenn es neu gewesen wäre und ich es geschenkt bekommen hätte. Ein neues Auto hätte ich mir von meinem Geld nie leisten können.

Herr Mayer verabschiedete sich mit der Bemerkung, dass er im nächsten Monat wieder vorbeikäme, um zu überprüfen, ob ich auch die Bedingungen einhielt.

Wunderschön glänzte der dunkelrote Jeep in der Sonne, und er gehörte mir, ganz allein mir. Es reizte mich, sofort nach Garnshausen zu fahren, um mir mein Erbe anzuschauen. Seit zwei Jahren hatte ich kein Auto mehr gefahren. Ein wenig flau war mir schon in der Magenrube, aber wenn ich es so recht bedachte, musste ich es sowieso in Zukunft, also warum nicht gleich.

Schweiß stand mir auf der Stirn, als ich ins Auto stieg. Der Verkäufer hatte mir zwar bei der Probefahrt alles erklärt und gezeigt, doch jetzt war ich auf mich alleine gestellt.

Hätte ich in diesem Augenblick gewusst, was alles noch auf mich zukommen würde, ich wäre wahrscheinlich nie in dieses Auto gestiegen und losgefahren. Es ist gut, dass man es nicht weiß, sonst würde man viele Dinge nicht tun und das Leben bliebe leer und langweilig.

Doch ich stieg in dieses Auto, denn es war toll und es gab mir einen Teil meines Selbstwertgefühles zurück. Wenn mich jetzt nur meine ehemaligen Arbeitskollegen sehen könnten, ich die Alkoholikerin am Steuer dieses schönen nagelneuen Wagens. Meine Hände zitterten vor Aufregung, als ich den Zündschlüssel umdrehte. Der Motor heulte auf. Jetzt Kupplung treten und Gang rein, und dann – machte das Auto einen Satz – und aus war der Motor. So ging das noch zweimal. Verstört lehnte ich mich zurück. Das fing ja gut an.

Doch dann gab ich mir einen Ruck, das mit dem Anfahren musste doch funktionieren, und versuchte es noch einmal – ganz langsam. – Es klappte. Ich löste die Handbremse und fuhr los.

Wie ein Ziegenbock hüpfte das Auto, wenn ich zögerlich an eine Kreuzung heranfuhr, aber das machte mir nichts aus, ich fuhr, und nur das war wichtig.

Nach einer Weile hatten wir uns aneinander gewöhnt, ich und das Auto, und das Fahren ging ausgezeichnet. „Und jetzt fahre ich nach Garnshausen!“, rief ich laut. Schnell fuhr ich nach Hause, holte die Schlüssel für die Mühle und eine Autokarte. Dann ging die Fahrt los.

Wie schön war so eine Tour über Land, die Sonne strahlte und freute sich mit mir. Der Frühling zeigte sich von seiner schönsten Seite.

Nach etwa dreieinhalb Stunden machte ich auf einem kleinen Parkplatz an der Landstraße Rast, um mich noch einmal anhand der Autokarte zu vergewissern, dass ich auch auf dem richtigen Weg war. Ich stieg aus dem Auto. Ungewohnt hell waren die Strahlen der Frühlingssonne, sie blendeten meine Augen. Ich nahm die Sonnenbrille aus der Handtasche und setzte sie auf. Über mir, am silberblauen Himmel, zog schreiend ein Schwarm Krähen seine Kreise. Mein Blick folgte ihren Bahnen, wie schön und weit war doch dieses Land. Zum ersten Mal, seit langer Zeit, fühlte ich mich wieder fröhlich und frei.

Eine aus halbierten Baumstämmen zusammengezimmerte Sitzgruppe lud zur Rast ein. Ich breitete die Autokarte auf dem Tisch vor mir aus und nahm auf der Bank Platz. Mit dem Zeigefinger fuhr ich, von meinem Heimatort ausgehend, die gelben und braunen Linien auf der Karte entlang bis Garnshausen. Zu meiner Freude stellte ich fest: Über die Hälfte des Weges hatte ich schon geschafft.

Ein Flattern hinter mir ließ mich mein Tun unterbrechen. Zwei Spatzen landeten rechts neben mir auf dem noch feuchten Lehmboden. Sie warfen mir freche bettelnde Blicke zu; sie dachten wohl, ich hätte Essen dabei und sie könnten etwas davon abstauben. Es tat mir leid, aber ich hatte nichts an Essbarem. Vor Aufregung hatte ich gar nicht ans Essen gedacht, und jetzt verspürte ich auch noch keinen Hunger. Nach einer Weile flogen die beiden Spatzen enttäuscht wieder davon. Und auch ich machte mich wieder auf den Weg.

Auf der Landstraße herrschte wenig Verkehr. Die meisten Leute waren wohl zu dieser Zeit zur Arbeit. Es war noch gar nicht so lange her, da gehörte ich auch zu diesen Leuten. Doch dann kamen diese schrecklichen Tage. Ich musste schlucken, ein Kloß bildete sich in meinem Hals, und wieder begannen die Erinnerungen mich zu quälen:

Es war schon fast Abend gewesen, als ich von der Arbeit nach Hause kam. Ich hatte unterwegs im Supermarkt meine Einkäufe erledigt. Bepackt mit zwei Einkaufstüten versuchte ich, die Eingangstür zum Wohnblock zu öffnen, was sich mit meiner Last als ziemlich schwierig erwies.

Ein junger Mann kam die Treppe herunter und steuerte auf die Tür zu. Ich trat einen Schritt zurück, und er öffnete mir die Eingangstür. „Danke, sehr freundlich“, sagte ich. Er lächelte und hielt sie so lange auf, bis ich mich mit meinem Ballast hindurchgezwängt hatte.

Mein Blick fiel auf die an der Wand aufgereihten Briefkästen, und ich überlegte, ob es sich lohnte, die Tüten abzustellen, um nach der Post zu sehen. Seit Tagen waren nur Werbebriefe im Kasten gewesen. Warum sollte gerade heute etwas anderes darin sein, oder war vielleicht doch ein Brief von meinem Robert dabei? Der Junge hatte so lange nichts von sich hören lassen. Früher hatte er öfters einmal angerufen, oder er schrieb eine Ansichtskarte von einer seiner zahlreichen Unternehmungen. Ja, er hatte es richtig gemacht, er sah etwas von der Welt, lebte sein

### 3. Kapitel

Die Dinge sind nie so, wie sie sind.  
Sie sind immer das, was man aus  
ihnen macht.

Jean Anouilh

Je länger die Fahrt dauerte, umso mehr fieberte ich meinem Erbe entgegen. Wie mochte die Mühle wohl aussehen? Schade, dass sie keine richtige Mühle mehr war. Ein großes Mühlrad, das sich durch die Wucht des Wassers klappernd drehte, wie schön wäre das gewesen. War das Gebäude sehr alt? In meiner Phantasie stellte ich mir ein schönes altes Fachwerkhaus vor, umrankt von Efeu und Kletterrosen, geschmückt mit hübsch verzierten und bemalten Fensterläden, und einen Blumengarten vor dem Haus.

Gegen Nachmittag erreichte ich Garnshausen. Zuerst fuhr ich durch den ganzen Ort, ich wusste ja nicht, wo ich nach der Mühle suchen sollte. Keines der Häuser im Dorf schien mir jemals eine Mühle gewesen zu sein. – Ach ja, die Mühle befand sich ja außerhalb des Ortes, fiel mir wieder ein.

Ob ich jemanden vom Ort fragte? Ich fuhr langsam die Straße entlang. Aber wie das eben so ist: Wenn man jemanden braucht – dann ist niemand da. Dann fiel mir ein Schild auf: *Gasthof zur Linde*. Ein Gasthof, da könnte ich nach dem Weg fragen. Wie auf Kommando begann mein Magen zu knurren, und mir wurde bewusst, dass ich außer einem Brötchen und einer Tasse Kaffee zum Frühstück den ganzen Tag noch nichts zu mir genommen hatte.

Und so parkte ich mein Auto vor dem Haus und ging hinein. Im Flur war es ziemlich dunkel. Stickiges Luftgemisch aus abgestandenem Bier und Zigarettenqualm kam mir entgegen. Die Tür zur Gaststätte stand einen Spalt offen. Zögernd trat ich ein. Der Raum war menschenleer. Duster und verräuchert, machte er nicht gerade einen einladenden Eindruck.

Ich setzte mich an einen Tisch in der Ecke. Es dauerte lange, bis der Wirt sich blicken ließ. Es war ein kleiner, untersetzter Mann mit einem Bierbauch, der von einer blauen Leinenschürze überdeckt wurde. Die Augenlider waren angeschwollen, so dass von den Augen nur noch schmale Schlitze übrig blieben.

„Was wünscht die junge Frau?“, sagte er in einem schleimigen Ton.

Unsympathisch und hässlich, dachte ich bei mir. Vielleicht hätte ich gar nicht hier einkehren sollen.

„Ich hätte gerne etwas gegessen.“

„Nun, eine große Auswahl haben wir leider nicht. Bockwurst oder Schnitzel mit Kartoffelsalat können Sie haben. Möchten Sie auch etwas trinken?“

„Eine Cola, wenn Sie haben? Und ich esse ein Schnitzel mit Kartoffelsalat.“

„Geht in Ordnung.“

Nach kurzer Zeit brachte der Wirt das Essen.

„Sie sind wohl nicht aus der Gegend hier?“, fragte er neugierig und musterte mich eingehend.

„Nein, aber ich suche die alte Mühle.“

„Was wollen Sie denn dort?“, seine Augen blitzten.

„Wohnen“, rutschte es mir heraus, denn das wollte ich eigentlich nicht sagen. Immer unsympathischer wurde mir dieser Kerl.

„Sie wollen doch die Mühle nicht etwa kaufen?“

„Nein, sie gehört mir bereits, ich habe sie geerbt.“

„Oh! Und Sie waren noch nicht draußen, Sie haben sie also noch nicht gesehen?“

„Nein, sonst würde ich Sie doch nicht fragen!“, erwiderte ich etwas barsch. Seine Neugierde nervte mich.

„Sie wissen wirklich nicht, wie es dort aussieht und was man sich über die Mühle erzählt?“, fragte der Wirt weiter und beugte sich näher zu mir herunter.

„Wie sieht es denn dort aus, und was erzählt man sich denn?“, fragte ich schroff. Dieser Mensch regte mich immer mehr auf. Warum war ich nur in dieser Kaschemme eingekehrt!

„Die ganze Mühle, das heißt das Wohnhaus, eine Mühle gibt es ja nicht mehr, und das Grundstück sind ziemlich heruntergekommen, da muss man viel, sehr viel investieren, um wieder etwas Vernünftiges daraus zu machen. Und nicht ganz mit rechten Dingen zugehen und spuken soll es dort auch.“

„Spuken?“ Ich hörte wohl nicht recht! Das fing ja schon gut an mit dem Erbe.

„An Ihrer Stelle würde ich mir das gründlich überlegen, ob ich dorthin ziehe. Ich würde zusehen, dass ich auf dem schnellsten Wege einen Käufer für die Ruine, denn viel mehr ist es auch nicht, finde, und so schnell wie möglich verkaufen, bevor der

## 5. Kapitel

Wer am Tode vorübergegangen ist,  
lebt anders, als er früher gelebt hat.

Aus dem Wallonischen

Draußen strahlte die schönste Frühlingssonne, doch das Haus hatte trübe Augen. Ich war schon sehr früh aufgestanden, um mich an das große Werk zu machen, die Fenster von ihrem Schmutz zu befreien, damit sie die Sonnenstrahlen wieder ins Haus ließen. Sicher würde ich nicht alles an einem Tag schaffen. In der Küche ging das Putzen ziemlich schnell, diese Fenster waren ja schon einmal gründlich gereinigt worden, seit ich hier wohnte. Aber die anderen sahen schlimm aus, manche davon waren wohl seit Jahren nicht mehr gesäubert worden.

Als ich mit den Küchenfenstern fertig war, überlegte ich, in welchem Zimmer ich weitermachen sollte. Bis heute weiß ich nicht, warum, aber es zog mich hinauf, zu dem großen Raum im oberen Stockwerk. Der ganze Raum war mit allerlei Gerümpel vollgestopft. Alte Möbel, die irgendwann ausgedient hatten und dann übrig waren, Truhen mit alten Kleidern, Kisten mit Schrauben und Nägeln, Eimer und Wannen, ja sogar alte Spielsachen waren da zu finden. Bei manchen Dingen und Geräten konnte ich mir gar nicht vorstellen, wofür man sie einmal gebraucht haben konnte; es war wohl schon sehr lange her, dass diese benutzt worden waren. Das alles aufzuräumen würde wahrscheinlich länger dauern. Jetzt musste ich mir erst einmal einen Weg zu den einzelnen Fenstern bahnen.

So begann ich, ein paar alte Bretter, zwei Körbe mit allem möglichen Krimskrams und eine Truhe mit alten Kleidern beiseitezuräumen, damit ich zum ersten Fenster gelangte.

Nach einer größeren Kraftanstrengung ließ sich der eingerostete Fensterriegel öffnen. Durch den Ruck, mit dem ich schließlich die beiden Fensterflügel aufriss, fielen die staubbeladenen Spinnweben herunter und mir direkt auf die Schuhe. Um die ekligen Dinger wieder loszuwerden, stampfte ich mit den Füßen kräftig auf den Boden.

Das Putzwasser lief an den Fensterrahmen herunter, so sehr hatte ich die Fenster eingeweicht. Tropfen fielen auf den Fußboden und hinterließen kleine Ringel im Staub. Wenigstens ein-

mal kehren dürfte ich hier.

Endlich war das Fenster fertig geputzt. Es blitzte und funkelte in der Morgensonne. Stolz blickte ich auf mein Werk und dann hinaus in den Garten. Zwischen dem dürren, durch die Schneelast des vergangenen Winters flachgedrückten Gras reckten Gänseblümchen, Buschwindröschen und Sumpfdotterblumen ihre Köpfe zum Licht empor. Die Holundersträucher trugen schon die ersten zarten Blätter.

Und weiter schweifte mein Blick, hinaus zum nahen Wald, dessen hohe Fichten stolz emporragten und sich in der Ferne mit dem Horizont verbanden.

Ich stutzte – dieser Ausblick kam mir so bekannt vor. Hatte ich das alles nicht schon einmal gesehen? Aber ich wusste doch ganz genau, dass ich noch nie aus diesem Fenster gesehen hatte. Ich überlegte: Seltsam! Ging dann aber weiter meiner begonnenen Arbeit nach.

Endlich hatte ich die Fensterfront der Vorderseite geschafft und begab mich zur Rückseite des Raumes. Wieder versperrte mir allerlei Gerümpel den Weg. Dieses Mal waren es Kinderspielsachen: ein Puppenwagen mit einem aus Weiden geflochtenen Oberteil, in dem sogar noch eine Puppe lag, und ein Planwagen mit einem Gespann aus Holzpferdchen.

Wenn auch alles von einer dicken Staubschicht überzogen war, so hatte es doch kaum etwas von seiner früheren Schönheit verloren. Welchen Spaß musste es einst den Kindern dieses Hauses gemacht haben, damit zu spielen. Vorsichtig hob ich das Pferdegespann samt Wagen auf und stellte es auf eine Truhe.

Wie mochten die Menschen wohl früher hier gelebt haben? Nach der Größe des Hauses zu urteilen, hatte sicher eine Großfamilie darin gewohnt. Was für ein Leben musste hier im Haus geherrscht haben: Kindergeschrei, dazwischen die Geschwätzigkeit der Erwachsenen, und das alles untermalt von der Melodie des ständig plätschernden Wassers und des Klapperns des Mühlrades. Und knirschend und rumpelnd zermalten einst die Mühlsteine das Korn zwischen sich.

Jetzt war es im Haus menschenleer und manchmal beängstigend still. Ja, ich fühlte mich einsam und verlassen hier in dem großen, alten Gemäuer. Und Wehmut überkam mich.

Ein alter Teddybär mit einem amputierten Bein und nur einem Ohr lag mir auch noch im Wege. Ich hob den armen Kerl auf und legte ihn auf einen Schrank an der Stirnseite des Raumes. Und



plötzlich tauchte eine Erinnerung aus meiner Kindheit vor mir auf: Ich war noch ein kleines Mädchen. Eine fremde Frau hatte mich in diesen Raum gebracht und mir die Spielsachen gezeigt. An das Aussehen der Frau kann ich mich nicht mehr erinnern, aber an die Spielsachen. Sie waren so anders als die, die ich zu Hause hatte, und ich war ganz begeistert davon.

In mein Spiel vertieft, merkte ich gar nicht, dass ich alleine in dem großen Raum war. Draußen hörte ich die Stimmen von meiner Großmutter und der fremden Frau. Meine Großmutter hatte mir erzählt, dass diese Frau ihre Schwester sei. Die beiden Frauen schienen zu streiten, denn es wurde immer lauter. Dann hörte ich meine Großmutter sagen: „Lass mir nur die Kleine in Ruhe!“ Was ihre Schwester darauf erwiderte, konnte ich nicht verstehen. Mir war nur klar, dass es um mich gehen musste.

Meine Großmutter kam dann wutentbrannt ins Zimmer und sagte zu mir: „Komm, mein Kind, wir gehen jetzt!“

Ich wollte aber noch nicht gehen, ich wollte noch weiterspielen. Doch meine Großmutter wollte das nicht und zog mich von den Spielsachen weg.

„Gehen wir jetzt nach Hause?“, fragte ich mit Tränen in den Augen.

„Ja, wir gehen sofort! Ich bleibe keinen Augenblick länger in diesem Haus!“

„Darf ich wenigstens die Spielsachen mitnehmen?“, bettelte ich.

„Aus diesem Haus nehmen wir nichts mit! Komm, ich kaufe dir schöne neue Spielsachen“, versuchte mich meine Großmutter zu trösten. Wir besuchten die Schwester meiner Großmutter nie wieder. Es wurde auch nie mehr über sie gesprochen.

Als ich mich aus meinen Erinnerungen gelöst hatte und mich gerade wieder an meine Arbeit machen wollte, da entdeckte ich vor mir an der Wand einen riesigen Haken, an dem ein verstaubter Umhang hing. Ob ich wollte oder nicht, etwas an dem Ding erregte meine Aufmerksamkeit. Um ihn genauer zu begutachten, ging ich hin und befühlte ihn mit den Händen. Er war aus einem nachtblauen Wollstoff. Der Stoff hatte ein seltsames Webmuster, das ich bisher noch nie gesehen hatte, und fühlte sich weich und schmiegsam an.

Da ich aber an diesem Tag noch so viel wie nur möglich schaffen wollte, ließ ich mich nicht weiter aufhalten und schenkte dem Umhang keine weitere Beachtung.

Ich begab mich zum nächsten Fenster, um es zu putzen. Wäh-

## 8. Kapitel

Was wir wissen, ist ein Tropfen.  
Was wir nicht wissen, ein Ozean.

Isaac Newton

Eines Nachts hatte ich wieder so einen unheimlichen Traum von Dunkelheit und Stille, und dieser Lichtgestalt, die auf mich zuschwebte. Und wieder überkam mich diese lähmende Angst. Zu meinem Schrecken winkte mir diese unheimliche Gestalt auch noch zu, damit ich ihr folge. Mein ganzer Körper sträubte sich. Doch ich wurde von der Gestalt wie magisch angezogen und musste ihr folgen, ob ich wollte oder nicht.

Wir glitten den Hausflur entlang. Und die Mosaikfliesen des Hausflurs verwandelten sich in durchlässige Bretter, durch die hindurch wir in das darunter liegende Kellergewölbe schwebten. Aber unter meinem Haus gab es doch gar keinen Keller! Jedenfalls hatte ich noch nie etwas davon bemerkt. Ich sah mich erstaunt um.

Ohne dass ich es bemerkt hatte, war die Gestalt verschwunden. Und ich fand mich zwischen Regalen mit Einweckgläsern wieder. Irgendwie musste ich schnellstens hier raus. Es war so stickig und roch nach Schimmel.

Aufgeregt lief ich zwischen den Regalen hin und her. Ich konnte den Ausgang nicht mehr finden. Panische Angst überkam mich, für immer und ewig in diesem finsternen Gewölbe gefangen zu sein. Plötzlich stieß ich mit dem Fuß gegen etwas Hartes, stolperte und fiel bäuchlings auf eine große hölzerne Truhe. Selbst im Traum tat mein Fuß höllisch weh.

Als ich mich wieder hochgerappelt hatte, nahm ich dieses verfluchte Ding in Augenschein. Eine alte, grob zusammengezimmerte Truhe, verschlossen mit einem mächtigen Vorhängeschloss. Was mochten wohl in diesem alten Ding für Schätze verborgen sein, dass man so ein monströses Schloss brauchte?

Mein Fuß tat immer noch weh, und ich fühlte mich noch etwas benommen von meinem Sturz. Wie echt doch Gefühle im Traum sein konnten. Ich ließ mich auf der alten Truhe nieder. Der muffige Geruch biss mir in der Nase, und ich hatte das Gefühl, ich würde jeden Augenblick ersticken. Ich musste unbedingt hier raus, und das ziemlich schnell!

Plötzlich fühlte ich, wie die Truhe unter mir warm und immer wärmer wurde, und schließlich war sie so heiß, dass ich nicht mehr auf ihr sitzen konnte. Erschrocken sprang ich auf und entfernte mich eiligst ein Stück von der Truhe. Ich traute meinen Augen kaum – die Truhe war von einem glühenden Mantel umhüllt.

Und auf einmal war diese merkwürdige Lichtgestalt wieder da und stand direkt neben der Truhe. Sie fasste mit der Hand durch die glühende Hülle und hob den Deckel an. Eine Lichtkugel stieg aus der Truhe empor, wurde größer und größer und füllte schließlich den ganzen Raum mit Licht.

Mit einem Mal war der Keller kein Keller mehr, sondern eine Sommerwiese, übersät mit vielen bunten Blumen. Bienen flogen summend von Blüte zu Blüte. Ein glasklarer Bach durchquerte, lustig vor sich hin plätschernd, die Wiese. Seine Ufer waren gesäumt von hohen Weiden und Erlen, deren Blätter sanft im Sommerwind rauschten. Und die Luft war erfüllt vom Gesang der Vögel.

Mit großer Verwunderung hatte ich die Verwandlung meiner Umgebung wahrgenommen. Dann stand wieder diese Lichtgestalt neben mir, und jetzt konnte ich auch erkennen, wie sie wirklich aussah. Mit ihrem langen, blonden, wallenden Haar, das ihr Gesicht mit den sanften Zügen umschmeichelte, glich sie einem Engel. Ihr Gewand war aus feinem, schillernden Stoff, Nebelschwaden gleich, mit glitzernden Tautropfen besetzt.

Sie griff in die Truhe und reichte mir ein großes Buch, auf dessen Deckel in goldenen Buchstaben „Paradoxon“ stand. Sodann verschwammen die Buchstaben vor meinen Augen, und ich konnte die Schriftzüge nicht mehr erkennen. Das Buch schien sehr alt zu sein. Sein Leineneinband war schon so ausgebleicht, dass er die Farbe Rot nur noch erahnen ließ.

Noch während ich nach dem Buch griff, ging eine Verwandlung der Engelsegestalt vonstatten. Aus dem Engel wurde eine alte Frau in grobem Gewand. Mit ihrem Gesicht voller Falten und dem grauen Haar glich sie jetzt der Alten, die ich draußen auf der Bank vor dem Haus kennen gelernt hatte. Vor Staunen blieb mir fast der Mund offen stehen, und ich sah sie fragend und zweifelnd an.

Sie lächelte mir freundlich zu und sagte: „Das musst du alles schon selbst herausfinden!“

Dann endete der Traum. Ich erwachte und öffnete langsam

die Augen. Draußen war heller Tag.

Ich konnte es kaum erwarten. Gleich als ich mich angezogen hatte, ging ich hinaus in den Hausflur. Was hatte nur die Verwandlung von Fliesen in Bretter zu bedeuten? Irgendein Anhaltspunkt musste doch zu finden sein. So lief ich im Hausflur hin und her, wusste eigentlich nicht so recht, wonach ich suchen sollte. Ich entschloss mich schließlich, den Boden Stück für Stück abzusuchen. Doch enttäuscht musste ich feststellen, der Boden des Flurs bestand nur aus Mosaikfliesen, von Brettern keine Spur. Aber vielleicht gab es irgendwo einen Kellereingang, den ich bisher übersehen hatte. Erst suchte ich im Haus danach, fand aber keine mir unbekannte Tür. Hätte mich auch gewundert, schließlich hatte ich das Haus, seit ich hier wohnte, schon einige Male durchstöbert.

Dann setzte ich meine Suche außerhalb des Hauses fort. Als ich zum dritten Mal erfolglos ums Haus gestrichen war, gab ich die Suche auf. Wie konnte ich auch nur auf so einen blödsinnigen Traum hereinfliegen. Ob ich Rupert wegen des Kellers fragte? Doch der hatte sich seit zwei Tagen nicht blicken lassen. Vielleicht war er ja gar ausgezogen? Aber meine Lebensmittelvorräte schmolzen nach wie vor täglich, also musste er noch in der Nähe sein. Warum ließ sich der Schlingel nur nicht blicken, wenn man ihn brauchte?

Tage vergingen, und ich hatte den seltsamen Traum aus meinen Gedanken gestrichen. Warum sich mit solch einem Unsinn belasten.

Seit Tagen regnete es, und aus dem Kiesweg vor dem Haus war ein Schlammweg geworden. Und der Schlamm haftete an den Schuhen und wurde so auch ins Haus geschleppt. Ein feuchtes Wischen war unumgänglich. Mit Schrubber und Wischlappen ging ich eifrig zu Werk. Zu eifrig, wie ich bald feststellen musste, als ich beim Rückwärtsgehen mit dem Fuß gegen den Wischeimer stieß und sich sein Inhalt über den ganzen Flur ergoss. Wütend begann ich die Bescherung zu beseitigen. Ich wischte und wischte, um der Wassermassen Herr zu werden. Endlich hatte ich es fast geschafft, nur noch Reste des Wassers bildeten einen kleinen See innerhalb einer rechteckigen Fläche. Ich atmete sichtlich auf. Das kleine Stück werde ich auch noch schaffen, dachte ich.

Die Fläche lag etwas tiefer als der übrige Boden des Haus-

flurs. Beim Wischen fiel mir auf, dass sich um das Rechteck herum eine breite Fuge zog. Merkwürdig! Aus der Nähe sahen die Fliesen auch etwas anders aus, fühlten sich auch anders an, stellte ich fest, als ich mit der Hand darüberfuhr. Das waren doch keine Steinfliesen – das war Holz! Bretter! Ja, es waren Bretter.

Bretter? Die könnten zu einer Falltür gehören. Und mein verrückter Traum kam mir wieder in den Sinn. Wenn es eine Tür war, dann musste sie sich auch öffnen lassen. Hatte ich vielleicht den Zugang zum Keller entdeckt?

Ich tastete mit den Händen die Rille ab. Meine Finger spürten eine kreisrunde Vertiefung, in der sich so etwas wie ein runder Metallknopf befand. Ich drückte mit dem Zeigefinger auf den Knopf. Der schob sich weiter in die Vertiefung, und die Tür hob sich an einer Seite um ein paar Zentimeter an, so dass ich mit der Hand daruntergreifen und sie ganz aufmachen konnte.

Steintreppen führten hinunter in ein finsternes Gewölbe. Selbst am helllichten Tag strahlte diese Finsternis etwas Unheimliches aus. Mit klopfendem Herzen starrte ich hinunter. Es war nichts zu erkennen.

Mit einem Mal packte mich panische Angst, und ich schloss die Tür ganz schnell wieder. Am liebsten wäre ich aus dem Haus und davongelaufen, fasste mich dann doch halbwegs wieder. Wenn nur Rupert da wäre!

Wie gebannt stand ich neben der Tür und überlegte ernsthaft, ob ich nicht einen großen Schrank darüberschieben sollte. Denn was immer da unten sein würde, es könnte dann nicht zu mir heraufkommen.

Ich erinnerte mich wieder an die Geschehnisse in meinem Traum. Ganz so gruselig war es da unten doch nicht gewesen. Vielleicht sollte ich mir ein Herz fassen, eine Taschenlampe holen und nachsehen, was sich wirklich in dem Kellergewölbe befand. Aber erst mal sollte ich den Flur fertig wischen.

Beim Wischen kreisten meine Gedanken andauernd um die Falltür. Ständig wendete ich meinen Blick in ihre Richtung. Ich überlegte immer wieder hin und her, sollte ich wirklich jetzt nachsehen oder vielleicht doch auf Rupert warten, um dann gemeinsam mit ihm hinunterzugehen?

Schließlich war ich mit dem Wischen fertig. Ich kippte das Schmutzwasser hinter dem Haus aus und stellte Schrubber und Wischeimer in die Waschküche zurück.

## 9. Kapitel

Werde, was du noch nicht bist.  
Bleibe, was du jetzt schon bist.  
In diesem Bleiben und Werden  
liegt alles Schöne hier auf Erden.

Franz Grillparzer

Fast sommerlich waren die Temperaturen dieses Frühlingsabends. Die Sonne schickte sich bereits an, hinter den großen Fichten zu verschwinden. Mit einem Buch bewaffnet, hatte ich mich auf der Bank vor dem Haus niedergelassen. Für ein paar Seiten des Krimis würde die Zeit bis zur Dämmerung sicher noch reichen, denn etwas Unterhaltung braucht der Mensch ja schließlich auch.

Neben mir tauchte der goldblonde Schopf von Rupert auf. Wenn Rupert sich schon einmal freiwillig zeigte, hatte das immer was zu bedeuten, und meistens nichts Gutes.

„Hallo Rita!“, sagte er mit einer übersprudelnden Freundlichkeit. Also nichts Gutes, dachte ich so bei mir.

„Hallo Rupert! Was führt dich denn heute zu mir?“, fragte ich neugierig.

„Was heißt denn heute? Ich bin doch immer hier, ich wohne hier, falls du es vergessen haben solltest.“

Zwei Sätze hatte er gesagt, und in mir begann es schon zu brodeln. Natürlich war er immer hier, dieser Schlingel, verbarg sich vor meinen Augen und trieb so manchen Schabernack.

„Es wäre schön, wenn ich dich auch immer sehen könnte, wenn du hier bist, dann würde sich das Verhältnis zwischen uns wesentlich verbessern.“

„Ich finde das Verhältnis gut!“, sagte er spitz und grinste. Er wusste genau, wie sehr er mich damit ärgern konnte.

„Also, was willst du?“, fragte ich wirsch.

„Geh doch nicht gleich wieder in Abwehrstellung.“

„Was willst du?“ Ich funkelte ihn an.

„Eigentlich will ich gar nichts, ich mache mir Sorgen um dich“, sagte er gespielt beiläufig, und sein Grinsen wurde noch breiter.

„Du Sorgen, um mich? Kann ja wohl nicht wahr sein!“ Mein Gesicht verfinsterte sich. Das war ja ganz was Neues.

„Natürlich mache ich mir Sorgen um dich, ich bin doch schließlich verantwortlich für dich“, meinte Rupert jetzt ganz ernst.

Doch diese Worte aus seinem Munde kamen mir mehr wie Hohn vor. Schließlich war er es ja, der es mir mit seiner „lieblichen Art“ nicht gerade leicht machte.

„Komm endlich zur Sache!“, sagte ich barsch.

„Ich habe mir gedacht, du brauchst etwas Abwechslung, sonst versauerst du noch ganz hier.“

Das waren ja ganz neue Töne.

„Du könntest in die Stadt fahren und einen Einkaufsbummel machen. Ein paar neue Kleidungsstücke kannst du doch sicher gebrauchen?“

„Und was hast du inzwischen vor, während ich weg bin?“ Ich sah Rupert mit zusammengekniffenen Augen an.

„Gar nichts“, erwiderte Rupert mit einer gespielten Unschuldsmiene.

„Das soll ich dir glauben?“, zischte ich.

„Aber natürlich!“

Wenn ich es recht bedachte, so schlecht war diese Idee nicht, ich konnte wirklich etwas Abwechslung gebrauchen.

„Ich werde es mir überlegen“, fügte ich jetzt etwas sanfter hinzu.

„Wer weiß, was für interessante Leute du in der Stadt triffst!“

Was so ein Kobold nur für Vorstellungen hat!

Am nächsten Morgen entschloss ich mich doch, in die Stadt zu fahren, ich brauchte sowieso Geld, und den neuesten Kontostand zu wissen, wäre auch ganz interessant.

Der Drucker im Vorraum der Bank ratterte und ratterte. Endlich hielt er inne und spuckte ein Bündel Kontoauszüge aus. Gespannt nahm ich die Blätter an mich. Wie hoch mochte mein Guthaben sein? Die Höhe der Summe überraschte mich angenehm. Beim Überfliegen der Buchungen stellte ich zu meiner Freude fest, dass ich in den letzten Wochen sehr sparsam gewesen war. So ohne Strom-, Wasser- und Heizkosten und ohne Miete lebte es sich sehr billig.

Jemand tippte mir von hinten auf die Schulter.

„He Rita! Schon lange nicht gesehen.“

Die Stimme kam mir bekannt vor, ich drehte mich um, und



vor mir stand Inge, meine ehemalige Arbeitskollegin. Oh nein, die hatte mir gerade noch gefehlt!

„Was machst du denn hier?“, fragte ich erschrocken.

„Meine Schwester besuchen! Die wohnt hier in der Stadt.“

Inge musterte mich eindringlich, dass es mir etwas flau in der Magenrube wurde. Und dann sagte sie mit einem zynischen Unterton: „Ich habe gehört, du hast eine Erbschaft gemacht. Aber wenn ich dich so anschau, kann sie nicht gar so groß gewesen sein. Du läufst immer noch wie eine graue Maus herum. Das Haus, das zu deinem Erbe gehört, ist auch schon älteren Datums, hat man mir erzählt.“

Und ein Wortschwall, in dem sie das neuste über meine ehemaligen Arbeitskollegen berichtete, ergoss sich über mich. Ich hörte kaum zu, denn das alles interessierte mich nicht mehr. Hoffentlich vergisst sie in ihrem Redefluss das Luftholen nicht, „es wäre schade um sie“, machte ich mir so meine Gedanken. Als sie endlich eine Pause machte, erwiderte ich: „Für mich reicht die Erbschaft.“

„Ach du warst immer schon bescheiden und bist eben immer noch so unscheinbar wie früher!“

Und du bist immer noch so bissig und gemein wie früher, dachte ich. Um sie wieder loszuwerden, sagte ich zu ihr: „Ich muss mich beeilen, denn ich habe eine Menge zu erledigen.“

Wir verabschiedeten uns voneinander, und ich hoffte sie nie mehr wiederzusehen. Diese Inge, was die sich einbildete. Von wegen graue Maus! Rupert hatte Recht, ich sollte mir wirklich etwas gönnen und einen Einkaufsbummel machen. Kurz entschlossen hob ich tausend Euro von meinem Konto ab, und dann konnte der Einkauf losgehen.

Gleich hinter dem Bankgebäude begann die Einkaufsstraße. Es herrschte ein reges Treiben. Schwer bepackt mit Plastiktüten eilten die Kaufwütigen, die ihren Einkauf schon hinter sich gebracht hatten, zum Bahnhof oder zum nahe liegenden Parkplatz. Diejenigen, die sich die Kauffreuden erst noch gönnen wollten, schlenderten gemütlich die Straße entlang und schauten sich die Schaufenster an. Bunt gewürfelt war dieser Menschenhaufen. Extreme prallten aufeinander. Manche, kaum zu bemerken, grau wie Mäuse, andere wiederum elegant, und einige bunt und auffallend wie Papageien.

Zwei junge Mädchen standen lachend vor einem Schaufenster mit Damenhüten, wahrscheinlich stellten sie sich vor, wie

sie mit den verschiedenen Hüten aussehen würden. Würde mir ein Hut stehen? Wie würde ich damit aussehen? Der Gedanke reizte mich.

Vor mir breitete ein Schmuckladen in seiner Auslage glitzernde und schimmernde Kostbarkeiten aus. Schmuck war schon immer ein besonderer Anziehungspunkt für mich gewesen. Ringe, Ketten und Uhren aus Gold in jeder Preislage füllten die Auslage. In der rechten oberen Ecke waren auch ein paar silberne Einzelstücke ausgestellt. Mein Blick blieb an zwei Spangen hängen. Sie hatten fast die gleiche Gravur wie mein Armreif und waren wie kleine Schlangen gewunden. Die Spangen musste ich unbedingt haben. Bestimmt würden sie gut zu meinem rotbraunen Haar passen und meine unbändigen Wellen im Zaum halten.

Beim Verlassen des Schmuckladens war ich nicht nur stolze Besitzerin der Spangen, sondern auch von den dazupassenden Ohringen. Die Verkäuferin hatte meinen Armreif gesehen und mir sofort die Ohringe als dazupassend empfohlen. Sie hatte Recht, ein Blick in den Spiegel bestätigte es mir.

Wieder stürzte ich mich in das Gewimmel der Einkaufsstraße. Eine dicke Frau, bepackt mit einer Menge Einkaufsbeuteln, hastete schnaufend an mir vorbei. Ein Mann bog kurz vor meiner Nase ab. Erschrocken blieb ich stehen. Ich hatte gar nicht bemerkt, dass ich an der Eingangstür zum großen Kaufhaus angelangt war. Sie öffnete sich, als ich näher trat. Ein junges Ehepaar mit einem Kind hatte das gleiche Ziel. Der Junge riss sich von der Hand seiner Mutter los und rannte vor mir durch die geöffnete Tür. „Silvio, du sollst warten!“, rief sie ihm nach. Er wurde zwar in seinem Lauf etwas langsamer, sah sich aber nur kurz nach seinen Eltern um und verschwand hinter einem Regal der Schuhabteilung.

Ein wohlriechendes Duftgemisch lockte mich in die Kosmetikabteilung. In der Nähe der Kasse hatte man einen Probiertisch mit verschiedenen Parfüms und Sprays aufgebaut. Ein roter vasenförmiger Flakon zog sofort meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich sprühte mir von seinem Inhalt etwas auf mein linkes Handgelenk. Blumiger Duft strömte mir entgegen, roch nach Rosen, aber nicht süß und schwer, eher frisch. Die Verkäuferin erkundigte sich, ob mir der Duft gefalle. „Ja, sehr“, sagte ich.

„Möchten Sie ein solches Parfüm? Ich hole Ihnen eines aus dem Regal.“

Ohne meine Antwort abzuwarten, ging sie zum Regal links von mir und kam mit einer roten Packung, auf der eine goldene Rose aufgedruckt war, zurück. „Haben Sie noch einen Wunsch?“

Nachdem ich verneinte, ging sie zur Kasse und tippte den Preis ein. „59 Euro und 50 Cent bitte.“

Ich schluckte, hatte ich mir doch tatsächlich ein teureres Parfüm gekauft.

Mit der Rolltreppe ging es hinauf in die Damenabteilung. Hier war ich richtig, um mich für die kommende Saison einzukleiden. Was wollte ich mir denn eigentlich kaufen? So recht wusste ich es selbst nicht, aber ausgefallen und auffällig sollte es sein. Von wegen graue Maus!

Ein Kleid, oder Hose und Shirt, oder Bluse, oder gar einen Rock. Ich durchforstete einen Kleiderständer nach dem anderen, probierte auch einige Sachen an. Schließlich entschied ich mich für ein Sommerkleid in den Farben des Regenbogens.

Da der Tag sehr warm war, ließ ich das Kleid gleich an. Nun brauchte ich nur noch die passenden Schuhe. Mit der Rolltreppe ging es wieder hinunter zur Schuhabteilung. Meine Wahl fiel auf ein Paar hellgrüne Pumps. Wie der Frühling, dachte ich.

Um unbeschwert meinen Stadtbummel fortsetzen zu können, schaffte ich die alten Kleidungsstücke und Schuhe zum Auto. Ich verlängerte die Parkzeit um weitere drei Stunden, genug Zeit, um mir die Schaufenster in der Einkaufsstraße in Ruhe ansehen zu können. Vielleicht noch etwas einzukaufen und zum Abschluss eine Pizza zu essen.

Schaufenster an Schaufenster reihte sich, alles wurde hier angeboten, Geschirr, Spielsachen, Bücher, Genusswaren und schöne teure Kleidung, die war aber leider nichts für meinen Geldbeutel.

Aus der offen stehenden Tür eines Frisiersalons drang ein wohlriechender Duft auf die Straße. Wie lange war ich schon nicht mehr beim Frisör gewesen? Meine Haare waren einfach mit einem Gummiband im Nacken zusammengebunden. Diese Frisur trug ich schon lange. Wozu hatte ich mir eigentlich die Spangen gekauft? Für die jetzige Frisur brauchte ich sie nun wirklich nicht. Kurz entschlossen betrat ich das Frisörgeschäft. Ich blieb am Tresen, kurz hinter der Eingangstür, stehen.

Mit flinker Hand und Schere verpasste eine Frisöse den grauen Haaren eines älteren Herrn einen flotten Schnitt, während sie sich mit ihm über sein neues Auto unterhielt. Aus dem hinteren

Raum kam eine junge Frau in einem kurzen hellblauen Kittel auf mich zu. „Was wünschen Sie bitte?“, fragte sie mich freundlich.

„Ich möchte mir das Haar frisieren lassen.“

„Kommen Sie bitte mit.“ Sie führte mich nach hinten, in einen größeren Raum und ließ mich Platz nehmen. Zwei weitere Frisösen bedienten hier Kundinnen. Eine alte Dame hatte kleine Dauerwellen-Lockenwickel und Schaum auf dem Kopf. Um den Hals hatte man ihr ein Auffanggefäß gelegt. Einem jungen Mädchen wurde gerade das kurze Haar gefönt, und unter den Trockenhauben saßen noch zwei Frauen.

Ich erklärte der Frisöse, wie ich mir meine neue Frisur vorstellte, und zeigte ihr die Spangen. Sie sah auf die Ohringe, die mit im Beutel lagen. „Die müssen Sie dann aber auch dazu tragen“, meinte sie und legte mir den Frisierumhang um.

„Bitte nur den Spliss an den Spitzen und die Haare in Form schneiden“, sagte ich.

Die Frisöse nickte freundlich. „Geht in Ordnung!“

Sie machte sich gleich ans Werk. Nach einer gründlichen Haarwäsche setzte die Frau die Schere an. Haarbüschel über Haarbüschel purzelten über den Umhang. Nach dem Kämmen und Begutachten des Haarschnittes türmte sie riesige Lockenwickel auf meinen Kopf und schob eine Trockenhaube darüber. Um mir die Wartezeit zu verkürzen, brachte mir die Frau ein paar Zeitschriften und bot mir einen Kaffee an.

Endlich waren meine Haare trocken, und die Frisöse drehte die Wickel heraus. Bürste und Kamm fuhren durch mein Haar. Dann wurden die Haare frisiert, und endlich kam der große Augenblick, die neu gestylte Frisur war fertig: die Haare an den Seiten mit den Spangen nach hinten gehalten, ein paar Fransen keck ins Gesicht. Wirklich nicht schlecht, die neue Frisur, stellte ich fest.

Eigentlich wollte ich noch eine Pizza essen gehen, doch ein Blick auf meine Armbanduhr ließ mich feststellen, dass fast drei Stunden vergangen waren und meine Parkzeit fast abgelaufen war. Noch einmal verlängern wollte ich sie nicht und deshalb entschloss ich mich, ein paar Lebensmittel im Supermarkt am Stadtrand einzukaufen.

Auf dem Weg zum Supermarkt fiel mir im Vorbeifahren eine Reklametafel auf: *Heider & Sohn Elektroanlagenbau*. Stichwort „elektrischer Strom“, in meinem Kopf rotierten die Gedanken.

Endlich wieder Fernsehen, keinen Ofen mehr anheizen müssen, um zu kochen und warmes Wasser zu haben. Und endlich wieder Licht bei Nacht. Das Geld auf meinem Konto könnte reichen, um wenigstens mit der Elektroinstallation zu beginnen.

Bei der nächsten Abzweigung fuhr ich zurück und kehrte bei der besagten Firma ein. Ein Herr mittleren Alters saß im Büro und schrieb am PC. Das Büro, ein kleiner Raum mit großen Fenstern an zwei Seiten, die ihn mit viel Licht füllten. Die Lamellenvorhänge waren zurückgezogen, und der Herr hinter seinem grauen Kunststoffschreibtisch hatte einen Rundum-Blick nach draußen, und mich wahrscheinlich schon von weitem kommen sehen. Bei meinem Eintreten wandte er sich mir zu. Und während ich näher trat, fragte er mich nach meinem Anliegen. Ich legte ihm die Sache dar. Er machte sich Notizen, fragte mich noch nach meiner Adresse, und wie ich zu erreichen wäre. Der Mann versprach mir, nach Möglichkeit schon am nächsten Tag jemanden vorbeizuschicken.

Froh gelaunt verließ ich das Büro. Endlich ging es aufwärts. Ich stieg in mein Auto und machte mich auf den Weg zum Supermarkt.

Am Supermarkt herrschte reges Treiben, Menschen mit leeren Wagen strömten hinein. Einkaufswagen halb voll oder so voll bepackt, dass der Schiebende arg aufpassen und so steuern musste, dass nichts vom Wagen herunterfiel, kamen durch den Ausgang. Auf dem Parkplatz wurden fleißig die Kofferräume der Autos mit dem Erstandenen gefüllt. Ich hatte Mühe, eine Parklücke zu finden. Obwohl andauernd Autos wegfuhrten, parkten auch ständig wieder neue ein.

Im Markt war kaum ein Durchkommen. Die Leute schoben ihre Einkaufswagen durch die Gänge, nahmen hier und da etwas aus den Regalen und füllten so ihre Wagen mit dem, was sie brauchten oder glaubten zu brauchen. Die meisten hatten das Bestreben, hurtig etwas einzukaufen und dann schnell nach Hause zu kommen. Zwei ältere Damen hatten offensichtlich viel Zeit. Gemütlich hielten sie ein Schwätzchen im Mittelgang und versperrten mit ihren Einkaufswagen den Durchgang fast ganz. Vor sich hinschimpfend, drehte eine junge Frau mit einem Kind im Wagen um und ging den Gang von der anderen Seite an. Die beiden Frauen waren so in ihr Gespräch vertieft gewesen und hatten sie deshalb gar nicht wahrgenommen.

Schnell hatte ich die paar Dinge, die ich brauchte, zusam-

mengesucht. An der Kasse stauten sich die Einkäufer. Ein Mann, der nur eine Tragetasche Bier hatte, schimpfte, weil nicht alle Kassen besetzt waren, während zwei Verkäuferinnen ein Regal mit Waschmitteln einräumten. Durch den Unmut der Wartenden aufmerksam geworden, ging eine der beiden zu einer unbesetzten Kasse und winkte mich heran. Schnell folgte ich ihr und legte meinen Einkauf aufs Band. Ein wütender Blick des Mannes mit dem Bier folgte mir, weil ich jetzt vor ihm war.

Als sich die Ausgangstür des Supermarktes hinter mir geschlossen hatte, war ich heilfroh. Bepackt mit einer Einkaufstüte, die ich vor der Brust mit beiden Händen festhielt, und über die ich kaum hinwegsehen konnte, lief ich quer über den Parkplatz zu meinem Auto.

Sonnenstrahlen wurden von meinem Armreif reflektiert und schreckten jemanden aus seinen Gedanken. Ich spürte, wie mir Blicke folgten, Blicke, die mich nervös machten. Doch ich traute mich nicht, mich umzusehen.

Ich stellte die Einkaufstüte auf die Motorhaube und fingerte in meiner Handtasche herum, um den Zündschlüssel herauszuholen.

Es ging alles sekundenschnell, während ich noch nach dem Schlüssel suchte, glitt die Tüte von der Motorhaube. Butter, Kekse, Brot, Gurken und Tomaten, mein ganzer Einkauf kullerte auf dem Asphalt vor meinem Auto durcheinander. Schnell versuchte ich, alles wieder zusammenzuraffen und einzupacken.

Jemand beugte sich zu mir herab und sagte: „Kann ich Ihnen helfen?“ Erschrocken sah ich auf, in zwei Augen, die mich für einen Moment alles um mich herum vergessen ließen, die Gefühle in mir weckten, von denen ich schon lange nicht mehr wusste, dass es sie noch tief in mir drinnen gab.

Ein Lächeln fuhr über das Gesicht des jungen Mannes. „Habe ich Sie etwa erschreckt?“

Ich zuckte zusammen, und dann sah ich ein Bild vor mir, das mich wirklich erschreckte. In meiner Vision sah ich mich den jungen Mann umarmen und küssen. War ich jetzt völlig durchgeknallt, oder was sollte das?

„He, ich wollte Sie wirklich nicht erschrecken!“

Seine Worte beförderten mich in die Wirklichkeit zurück. Ich brachte kaum das Wörtchen „nein“ heraus, und fühlte, dass er mir ansah, dass ich log. Wie kam ich nur auf solch verrückte Gedanken, was ging da plötzlich in mir vor! Ich merkte, wie mei-

ne Wangen zu glühen begannen, mein Gesicht war bestimmt ganz rot.

„Mir scheint das aber nicht so. Nun seien Sie doch nicht so aufgereggt, es kann doch jedem einmal passieren, dass ihn etwas herunterfällt.“ Der junge Mann begann die verstreuten Tomaten aufzulesen.

Schließlich fasste ich mich wieder so halbwegs, und gemeinsam sammelten wir dann den Rest des Einkaufes auf.

„Ich helfe Ihnen noch, die Tüte im Auto zu verstauen, damit sie nicht noch einmal herunterfällt“, sagte er lachend. Während ich die Beifahrertüre öffnete, nahm er die Tüte und platzierte sie auf dem Sitz.

Ein kurzes „Danke“, und ich stieg schnellstens in mein Auto, um der peinlichen Situation zu entrinnen.

Hastig ließ ich den Motor an. Der Anlasser gab ein kratzendes Geräusch von sich, und der Motor heulte auf. Zu allem Übel drehten auch noch die Räder beim Anfahren durch. Die Ampel an der Ausfahrt stand auf Rot, ich musste halten. Immer noch spürte ich Blicke in meinem Nacken. Wann schaltet das verdammte Ding nur auf Grün! Endlich! Noch einmal Vollgas und ich hatte den Supermarkt hinter mir gelassen.

Mir ging der junge Mann den ganzen Heimweg nicht aus dem Sinn. Doch die Gedanken an diese Vision versuchte ich zu verdrängen. Das war mir alles viel zu peinlich. Und dennoch er tappte ich mich dabei, wie ich in den Rückspiegel sah und mein Aussehen überprüfte.

Zu Hause wartete schon die nächste Überraschung auf mich. Schon als ich durch das Gartentor fuhr, fiel mir ein silbergrauer Audi, der oben vor dem Haus stand, auf. Beim Näherkommen sah ich einen Mann um das Haus herumgehen und alles in Augenschein nehmen. Dieser Fremde fehlte mir auch gerade noch!

Schon von weitem rief er: „Guten Tag, Frau Wagner!“

Mit zum Gruß ausgestreckter Hand kam er auf mich zu geeilt. Woher kannte mich denn dieser Mann? Ich kannte ihn jedenfalls nicht.

„Hahn, mein Name.“

Hahn – passt zum teuren Anzug und zu dem Goldschmuck, machte ich mir so meine Gedanken.

„Ich habe gehört, dass Sie eventuell das Anwesen verkaufen. Da ich Grundstücksmakler bin, wollte ich gerne einmal mit Ih-



nen darüber reden. Ich hätte da ein sehr gutes Angebot für Sie.“

„Wer erzählt denn so etwas?“, fragte ich erstaunt.

„Im Dorf habe ich es gehört.“

„Da haben Sie aber was Falsches gehört.“

„Wollen wir nicht hineingehen? Hier zwischen Tür und Angel lässt sich schlecht etwas bereden“, fragte er mich, und ich stimmte auch noch zu.

Wie ich auf diese blödsinnige Idee gekommen war, den Kerl ins Haus zu lassen, kann ich mir bis heute noch nicht erklären. Ich bot ihm sogar noch einen Platz am Küchentisch an und setzte mich fast neben ihn.

„Ich mache Ihnen ein gutes Angebot“, sagte er und rückte sich in Positur. Glaubte er vielleicht, ich fiel auf seinen Charme herein?

„Das Anwesen zu bewirtschaften ist doch für eine alleinstehende junge Frau eine große Belastung und eine fast nicht zu bewältigende Aufgabe.“ Bei diesen Worten rückte er näher an mich heran und tätschelte meine Hand. Ein aufdringlicher Kerl!

„Ich könnte Ihnen bei allem sehr helfen, Sie müssen nur wollen.“ Er rückte noch näher. Ärgerlich zog ich meine Hand zurück. Hätte ihn wohl heiraten sollen? So ein Blödmann! Was bildet sich dieser Mensch bloß ein! Und irgendwie wurde ich auch das Gefühl nicht los, dass dieser Mann bereit war, alles zu tun, nur um sein Ziel zu erreichen. Was für ein Gewinn mochte wohl für ihn dabei herauspringen? Ja, ich sollte mich vor diesem Menschen in Acht nehmen.

„Ich verkaufe nicht!“, erwiderte ich energisch und rückte mit meinem Stuhl demonstrativ ein Stück von ihm weg.

„Aber, junge Frau, überlegen Sie doch, wissen Sie, was der Erhalt dieses ganzen Anwesens kostet?! Wie ich hörte, können Sie sich nicht einmal neue Lichtleitungen und Wasserleitungen leisten. Möchten Sie ewig ohne Strom und fließendes Wasser leben? Das ist ja wie im Mittelalter. Sie sind noch jung und wollen sicher noch etwas erleben, und nicht den Rest Ihres Lebens in diesem alten Gemäuer fristen.“

Ausspioniert hatte er mich also auch. Der Mensch wurde mir immer „sympathischer“. Wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte ihn spätestens jetzt am Kragen gepackt und vor die Tür gesetzt. In meinen Händen kribbelte es schon.

Mein Ton wurde schärfer. „Lassen Sie das mal meine Sorge sein, womit ich die Reparaturen bezahle!“

„Ich habe es doch nur gut gemeint, wollte Ihnen nur helfen.“

Mir helfen, dass ich nicht lachte, nur seinen eigenen Gewinn hatte er im Kopf. Wirsch brach ich das Gespräch ab und verabschiedete mich von ihm. Er schien mich verstanden zu haben, verabschiedete sich ebenfalls und ging zur Tür. Während er hinausging, redete er immer noch auf mich ein: „Überlegen Sie es sich noch einmal, mein Angebot bleibt bestehen, und ich komme bei Gelegenheit noch einmal vorbei.“

Darauf freute ich mich schon heute.

Am Abend, ich hatte mich gerade wieder einmal auf die Bank vor dem Haus gesetzt, erschien Rupert. Mit einem Grinsen im Gesicht fragte er scheinheilig. „Na, wie war dein Tag heute?“

Ich rollte die Augen und warf ihm einen wütenden Blick zu. Wie konnte er nur so dumm fragen, er bekam doch eh alles mit!

„Bist du aber heute wieder ‚gut‘ gelaunt. Wenn ich nicht nach dir sehe, ist es dir nicht recht, und wenn ich nach dir sehe, ist es dir auch nicht recht! Kann man dir überhaupt etwas recht machen?“

„Und wenn du nicht so blöde Fragen stellen würdest, müsste ich mich auch nicht aufregen.“

„Ist ja schon gut, ich glaube, ich gehe lieber wieder.“ Rupert drehte sich um und wollte in Richtung Haus laufen.

„Nein, warte! Ich muss dich doch noch etwas fragen, aber gib mir eine ehrliche Antwort und treib nicht wieder deine Spielchen mit mir.“

„Als ob ich schon jemals Spielchen mit dir getrieben hätte.“ Ein leichtes Grinsen umspielte seine Mundwinkel. Ruperts Scheinheiligkeit übertraf wieder einmal alles.

„Lassen wir es jetzt mal dahingestellt sein“, wehrte ich ab. „Aber sag mir ehrlich, kann es sein, dass Gedanken und Visionen, die jetzt immer mehr auf mich einwirken, die ich aber früher gar nicht kannte, mit diesem Haus zusammenhängen?“

„Kann schon sein, dass sie durch die Umgebung zu Tage treten und verstärkt werden“, meinte er nachdenklich, „aber Anlagen für Visionen und außergewöhnliche Gedanken hast du schon immer in dir getragen.“

„Ist ja sehr interessant“, murmelte ich vor mich hin.

„Was hast du denn für Gedanken und Visionen?“ Das Grinsen in Ruperts Gesicht verstärkte sich, und seine Augen funkelten.

„Das geht dich gar nichts an!“, zischte ich.

„Ich hätte aber gerne einen Blick in deine Zukunft getan.“

„Das könnte dir so passen! Nichts da!“

„Mit dir ist heute auch kein Geschäft zu machen. Ich glaube, ich gehe doch lieber“, stellte Rupert fest. Und schon war nichts mehr von ihm zu sehen. Aber ich war mir sicher, er befand sich noch in der Nähe.

Wie hatte er das gemeint, meine Visionen waren Blicke in die Zukunft? Na, das konnte ja heiter werden.

Für heute reichte es mir jedenfalls, und ich ging schnell zu Bett, um diesen unmöglichen Tag hinter mir zu lassen und nach Möglichkeit schnell aus meinem Gedächtnis zu verbannen. Aber so einfach ging das nicht, was mir schon die Nacht mit ihrem verrückten Traum bewies.

Zerknittert und verstört wachte ich am nächsten Morgen auf. Was hatte nur diese übergeschnappte Blondine, mit den wie Stacheln vom Kopf abstehenden Haaren, von mir gewollt? Sie hatte mich doch wirklich die ganze Nacht hindurch beschimpft. War es die ganze Nacht gewesen? Jedenfalls hatte ich es noch so in Erinnerung. Warum nur? Sie hatte mich nicht mal zu Wort kommen lassen. Was hatte sie denn eigentlich gesagt? Nur ein kleiner Fetzen hatte sich in meinem Gedächtnis festgehakt, und darin bezeichnete sie mich als eine Schlampe und eine Hexe. Warum nur? Hatte mich der gestrige Tag so durcheinandergebracht, dass ich schon an wirren Alpträumen litt? Ach ja, der gestrige Tag, er war schon sehr aufregend gewesen, vom Anfang bis zum Ende. Und doch, bei allem Durcheinander und aller Peinlichkeit, den jungen Mann vom Parkplatz hätte ich doch gerne wiedergesehen.

Wie froh war ich, dass wenigstens der heutige Tag ruhig und ohne besondere Aufregung verlaufen war, auch wenn mich der Mann von der Elektrofirma versetzt und niemanden vorbeigeschickt hatte. Und ich dachte so bei mir, der gestrige Tag war sicher nur eine Ausnahme gewesen, und mein Leben würde in Zukunft wieder in ruhigeren Bahnen verlaufen. Denn zu viel Aufregung war auch nichts, da konnte man doch leicht an seinem Verstand zweifeln.

## 10. Kapitel

Es ist niemals zu spät,  
sich sein Schicksal zu schaffen.

Maria Herbert

Am darauffolgenden Morgen hatte mich die Sonne früh geweckt, als sie mir mit ihren Strahlen ins Gesicht blinzelte. Langsam öffnete ich die Augen und sah zum Wecker. Sieben Uhr, fast zu früh, um aufzustehen. Was hätte ich schon versäumt? Ich entschloss mich aber doch, das Bett zu verlassen, an einem so schönen sonnigen Tag.

Schlafrunken wankte ich in die Küche, um meine Morgentoilette zu verrichten. Eine Handvoll kalten Wassers ins Gesicht, sollte die Lebensgeister wieder wecken. Lautes Klopfen am Fenster schreckte mich aus meinen Gedanken. Eine Männerstimme rief: „Würden Sie bitte öffnen?“

Ich ging zum Fenster und öffnete es.

„Guten Morgen! Ich habe Sie wohl geweckt?“

Vor Schreck hätte ich im Erdboden versinken mögen. Um Himmelswillen, welche Mächte hatten sich darangemacht, mir meinen Wunsch auch prompt zu erfüllen?! Ich traute meinen Augen nicht, vor dem Fenster stand ein junger Mann, meine Begegnung vom Supermarkt. Und ich noch im Nachthemd. Bevor ich das Fenster öffnete, hatte ich gar nicht daran gedacht.

„Kennen wir uns nicht?“, fragte er, während er mich mit seinen Blicken musterte.

Es dauerte einen Moment, bis ich die Sprache wieder fand. „Ja – äh...- kann schon sein.“

„Sind Sie nicht die junge Frau, die Ihren Einkauf auf den Parkplatz verstreut hat?“

Musste er mich an diese Peinlichkeit erinnern. Ich wurde puderrotp und sagte verlegen: „Äh, ja.“

Ein triumphierendes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Ärgerlich warf ich das Fenster wieder zu.

„He, was soll denn das? Erst bestellen Sie mich her und dann lassen Sie mich nicht rein.“

Ist der Kerl verrückt geworden, wann habe ich den denn bestellt! Oder konnte er gar Gedanken lesen? Nein, die ganze Sache war zu grotesk, das konnte nicht sein.

Der Mann stieß das Fenster wieder auf. „Haben Sie vorgestern einen Elektriker bestellt oder nicht?“

Ach du liebe Zeit, den hatte ich doch ganz vergessen. Wollte der nicht schon gestern kommen!

„Ihr Chef hat gesagt, er schickt gleich am nächsten Tag jemanden vorbei, und das wäre gestern gewesen!“

„Mein Kollege sollte auch gestern vorbeikommen, doch er wurde plötzlich krank, deshalb bin ich heute hier. Ich muss sagen, gar nicht so schlecht, dass mein Kollege krank wurde“, meinte er und lachte.

„Ist nur ein Scherz gewesen“, sagte er, als er mein erschrockenes Gesicht sah.

Darüber konnte ich gar nicht lachen. Es schien ihm sichtlich Spaß zu machen, mich in Verlegenheit zu bringen. Mir wurde eher etwas mulmig bei so viel Keckheit.

„Ich muss mir erst was überziehen“, mit diesen Worten warf ich das Fenster wieder zu, und dieses Mal verriegelte ich es auch.

Eilig zog ich mein Gartenkleid über. Dann warf ich noch einen Blick in den Spiegel. O je, ich hatte ja noch meine Haare zu Zöpfen zusammengebunden! Egal! Er hatte mich sowieso schon mit den Zöpfen gesehen.

Als ich die Haustür öffnete, empfingen mich wieder diese musternden Blicke.

„Ist ja schnell gegangen! Sieht richtig süß aus, wenn die Spitzen vom Nachthemd unterm Kleid hervorklugen“, stellte er mit einem Schmunzeln fest.

Jetzt reichte es mir. „Sind Sie nicht etwas unverschämt!“

„Entschuldigung, ich habe es doch nicht so gemeint, sollte ein Kompliment sein. Darf ich trotzdem hereinkommen?“

„Bitte!“

Er streckte mir die Hand zum Gruß entgegen. „Räder“, sagte er, und ich sagte: „Wagner“, und ließ ihn ins Haus.

Ich zeigte ihm die alten Zähler im Hausflur und die alten Lichtleitungen in den Räumen des Erdgeschosses. Das Obergeschoss und den Dachboden ließ ich erst mal außer Acht, hierfür hatte ich sowieso noch kein Geld. Meine Finanzen würden wahrscheinlich nicht einmal für das Erdgeschoss ausreichen.

„Oh, ich glaube, das wird eine größere Sache, junge Frau! Sie brauchen einen neuen Hausanschluss, neue Zähler und neue Leitungen. Das dauert einige Zeit bei dem großen Kasten (damit

meinte er mein Haus) und kostet natürlich auch einiges“, äußerte er, als er sich im Untergeschoss umgesehen hatte.

„Ich dachte, Sie könnten erst einmal wenigstens mit dem Nötigsten beginnen, einem neuen Hausanschluss, einem neuen Zähler und Leitungen für die Zimmer, die ich im Moment bewohne.“ Ich sah ihn bittend an. Er würde die Sache doch nicht etwa hinausschieben wollen oder gar absagen.

„Wir werden versuchen, Ihren Auftrag mit einzuschieben“, sagte er mit einem leichten Grinsen im Gesicht.

„Könnten Sie mir erst einmal einen Kostenvoranschlag machen, damit ich mich mit meinen Finanzen danach richten kann?“

Er begann sich die Zimmer anzusehen und zu vermessen. Ich erklärte ihm meine Vorstellungen und sah ihm bei der Arbeit zu.

Irgendwie zog mich der Kerl an, auch wenn er ganz schön unverschämt war. Ich musterte ihn. Sein muskulöser Körper mit den breiten Schultern konnte einen schon in Erregung versetzen. Und mein Umfeld schien diese Gefühle immer mehr zu verstärken. Was war nur mit mir los? Ich wunderte mich über mich selbst. Was hatte ich nur für Gedanken? Ich kannte den Mann doch kaum. Aber meine Gedanken ließen sich nicht mehr lenken. Er schien nicht gerade schüchtern zu sein, so, wie er mir entgegengetreten war. Ob ich ihm gefallen würde? Er war bestimmt schon an eine andere gebunden, so, wie er aussah. Sein kurzes, dunkles Haar war nach hinten gekämmt und betonte sein markantes Gesicht. Wenn ich den Blick seiner braunen Augen richtig deutete, hatte er sicher ein feuriges Temperament.

Ich war so in die Analyse seiner Person vertieft, dass mich sein Blick, als er sich plötzlich zu mir umdrehte, wie ein Blitz traf.

Er sah mich grinsend an und sagte: „Ich scheine Sie andauernd aus der Fassung zu bringen.“

Es schien ihm wirklich Spaß zu machen, mich von einer Verlegenheit in die andere zu stürzen. Ich merkte, wie meine Wangen zu glühen begannen und mir das Blut ins Gesicht schoss. Was war denn nur los? Ich ließ mich doch sonst nicht gleich aus der Fassung bringen. Durch meine frühere Arbeit als Kundenberaterin war ich schon einiges gewohnt. Da hatte es immer mal einen gegeben, der anzügliche Bemerkungen machte, meistens reagierte ich gar nicht darauf. Aber bei ihm war das vom ersten

Augenblick an anders. Weil er mir so gefiel?

„Könnten Sie mir mal beim Ausmessen helfen?“, fragte er mich. Er legte das eine Ende des Maßes in einer Ecke des Zimmers an und sagte mit einem Blick, der mir durch und durch ging: „Würden Sie bitte hier festhalten.“

Es fiel mir schwer, das Zittern meiner Hand zu unterbinden, als ich sie neben der seinen auf das Maß legte. Hoffentlich ist er bald fertig, dachte ich. Lange halte ich diese Spannung nicht mehr aus.

Es dauerte aber noch, und ich hatte das Gefühl, er ließ sich extra Zeit, so eine Gründlichkeit und Genauigkeit war ich von Handwerkern eigentlich nicht gewohnt.

Mit einer gewissen Vertraulichkeit sagte er dann auch noch zu mir, dass wir sowieso länger miteinander zu tun hätten, denn das hier im Haus sei eine langwierige Arbeit. Außerdem müsse er zwischendurch auch noch andere Aufträge erledigen. Er würde aber versuchen, so oft als möglich vorbeizukommen.

Ich atmete auf, als er endlich das Haus verlassen hatte. Da hatte ich mich auf was eingelassen. Er hatte sich einen Spaß aus der Angelegenheit gemacht und ich mich von meinen Gefühlen zum Narren machen lassen.

Eins musste ich im Umgang mit ihm unbedingt lernen, meine Gefühle im Zaum zu halten, und mich nicht mehr aus der Fassung bringen zu lassen. Von nun an werde ich kontern, nahm ich mir jedenfalls vor.

Und doch hätte ich brennend mehr über ihn gewusst und nicht nur seinen Namen. Aber ausfragen konnte ich ihn ja schlecht, gleich bei der zweiten Begegnung.

Mein Magen knurrte vor Hunger, war ich doch noch gar nicht zum Frühstück gekommen. Wie freute ich mich jetzt auf einen schönen frischen Kaffee und ein Marmeladenbrötchen. Kaffee und Marmelade waren da, aber kein Brötchen, noch nicht einmal eine Krume Brot. Rupert hatte ausreichend gefrühstückt. So beschloss ich, ins Dorf zu fahren und mir beim Bäcker Gebäck und frische Brötchen zu holen.

Ich hatte Glück, der Bäckerladen war fast leer, nur der alte Förster war da. Vielleicht würde ich doch noch schnell zu einem verspäteten Frühstück kommen. Der alte Mann begrüßte mich freudig. Auch ich freute mich, ihn wiederzusehen. Ich mochte den alten Mann wegen seiner Herzlichkeit.

„Na, wie geht es so, da draußen in der Mühle?“, erkundigte



## 11. Kapitel

Die Menschen glauben das gern,  
was sie wünschen.

Julius Cäsar

Eine lange Autoschlange zog sich vom Dorfeingang her die Landstraße entlang. Eine halbe Stunde Stop-and-Go, und das alles zum Arbeitsende. Jeder wollte doch nur noch schnell nach Hause, doch die Verkehrsampel hatte ihren eigenen Takt. Hinter der Ampel fuhr ein Bagger die Straße entlang. Ein Baubetrieb hatte mit dem Verlegen der neuen Wasserleitung im Ort begonnen.

Schließlich schaltete die Ampel auf Grün. Die Autos vor mir fuhren los. Endlich würde ich es schaffen. Aber denkste! Kurz vor mir schaltete sie wieder auf Rot, und es hieß wieder warten. Neben mir fuhren die Autos aus der anderen Richtung vorbei.

Jemand klopfte an die Scheibe meiner Beifahrertür. Erschrocken wandte ich meinen Blick dorthin. Ein bekanntes Gesicht lachte mich an. Mario, mein ehemaliger Lebensgefährte, stand in Arbeitskleidung neben meinem Auto. Oh nein, das durfte doch nicht wahr sein!

Wie froh war ich gewesen, als er damals endlich aus meinem Leben verschwunden war und ich nichts mehr von ihm hörte. Und jetzt musste er gerade hier arbeiten.

„He Rita, schön dich zu sehen!“, rief er so laut, dass er den laufenden Motor übertönte.

Hoffentlich wird die Ampel bald grün, wünschte ich inständig. Mario rief noch etwas, doch das aufheulende Motorengeräusch meines Vordermanns war so laut, dass ich nichts mehr verstand. Ich fuhr los, und Mario machte erschrocken einen Satz zur Seite.

Ein Glück, dachte ich, dass er nicht weiß, wo ich wohne. Hoffentlich begegnete ich ihm nicht wieder, war mein größter Wunsch.

Marios Baubrigade wohnte im hiesigen Gasthof. Der Wirt war geradezu begierig gewesen, ihm Auskunft darüber zu geben, wo ich wohnte, und was noch schlimmer war, dass ich alleine dort lebte. Und das war für Mario ein guter Grund, mir einen Besuch

abzustatten, um die alten Erinnerungen wieder aufzufrischen.

Seine Arbeitskollegen hatten sich meinetwegen auch einen Spaß mit ihm erlaubt und ihn tüchtig aufgezogen. Was hatten sie gespöttelt: Die hast du einfach gehen lassen, da bist du aber schön dumm gewesen! Jetzt, wo sie geerbt hat, hättest du das gemachte Leben. Aber vielleicht nimmt sie ja einen von uns. Mit dir hätte sie sowieso keinen guten Fang gemacht.

Jeden Tag hatten sie an ihm herumgehetzt, bis er selbst daran glaubte, dass er wieder bei mir landen könne. Das ganze Dorf redete schon darüber, und so setzte er es in die Tat um.

Schon von weitem sah ich ihn den Weg heraufkommen. Leise rief ich nach Rupert und hoffte inständig, er wäre in der Nähe, um mir zu helfen. Doch keine Spur von Rupert, er meldete sich nicht. Also musste ich zusehen, wie ich alleine mit Mario fertig würde. Mario konnte ganz schön aggressiv werden, wenn etwas nicht nach seinem Kopf ging.

Erst war ich geschockt gewesen und ziemlich fertig, als er mir damals sagte, er habe eine neue Liebe gefunden und diese Frau sei viel besser als ich. In welcher Beziehung dieses Flittchen besser als ich sein sollte, habe ich nie so richtig verstanden.

Im Nachhinein war ich dann doch froh, dass ich Mario los war. Selbstverständlich ließ ich es mir nicht anmerken und spielte weiter die Gekränkte, hoffte aber, er möge nie wieder zurückkommen.

Mario begrüßte mich mit einer Freundlichkeit, als hätte es nie ein böses Wort zwischen uns gegeben. Ich konnte seinen Gruß nicht so freundlich erwidern, denn mir waren auch die dunklen Tage unserer Beziehung noch in Erinnerung. Natürlich waren es nicht nur dunkle Tage gewesen, es hatte auch schöne und fröhliche Tage in unserem Zusammensein gegeben, vor allem am Anfang, als wir noch frisch verliebt waren und die Welt durch eine rosarote Brille sahen.

„Bittest du mich gar nicht herein? Ich möchte gerne sehen, wie du hier wohnst“, sagte Mario mit einem Blick auf die offene Haustür.

„Warum sollte ich dich hereinbitten?“, erwiderte ich etwas schroff. Glaubte er vielleicht, ich würde ihn mit offenen Armen empfangen.

Mario drängte sich an mir vorbei und ging ins Haus. Er öffnete die erste Tür im Hausflur, und das war die Küchentür. Ohne zu fragen, ging er in die Küche und schaute sich um. „Ein wenig

altmodisch.“ Dabei musterte er die Schränke und den alten Eisenkochherd.

„Ich glaube, das geht dich gar nichts an, und außerdem sind die Möbel viel wert, weil sie so alt sind!“ Ich stellte mich vor ihm hin und versperrte ihm den Weg ins Wohnzimmer. Das fehlte mir gerade noch, dass er jedes Zimmer ausspionierte.

„Wollen wir uns nicht wenigstens einen Moment an den Küchentisch setzen, um in Ruhe zu reden“, meinte Mario und nahm am Tisch Platz, rückte mir einen Stuhl hin und bedeutete mir, mich ebenfalls zu setzen. Widerwillig kam ich seiner Aufforderung nach. Wollte er doch schon wieder alles bestimmen.

„Na, Rita, wie geht es dir denn so?“, fragte er gezielt freundlich.

„Wie soll es mir schon gehen! Das siehst du doch! Mir geht es gut, ich kann nicht klagen.“

Mario rückte näher zu mir heran. „Lebst du hier ganz alleine?“

„Ich wüsste nicht, was dich das angeht!“ Am liebsten wäre ich ein Stück von ihm weggerückt.

„Ich könnte dir, solange ich hier in der Gegend arbeite, Gesellschaft leisten.“ Sein Mund war jetzt fast an meinem Ohr.

„Was würde denn deine Freundin dazu sagen?“, fragte ich barsch.

„Die muss es doch nicht unbedingt erfahren.“

„So, so!“

„Wenn du recht lieb zu mir bist, könnte ich auch ganz bei dir bleiben.“ Mario legte seinen Arm um mich. Ich rückte mit meinem Stuhl von ihm weg.

„Was bildest du dir eigentlich ein?!“, fauchte ich ihn an.

„War ja nur so ein Gedanke. Musst nicht gleich so abweisend sein.“

„Schlage dir das aus dem Kopf!“

„Ach übrigens, Rita, gehört dir da draußen der schicke Wagen?“, fragte er mit einem hämischen Grinsen. Was ging ihm nun schon wieder durch den Kopf?

„Wem sonst!“

„Könntest du ihn mir nicht einmal leihen, was glaubst du, wie meine Kollegen staunen würden.“

„Spinnst du?“ Ich funkelte Mario böse an.

„Warum nicht, da liegt doch der Schlüssel?“ Mario lachte höhnisch und griff nach dem Autoschlüssel, den ich auf dem Tisch liegen gelassen hatte.

Ich griff nach seiner Hand, um ihm den Schlüssel wegzunehmen. Doch ich hatte keine Chance, denn ich war Mario kräftemäßig unterlegen.

„Gib mir den Schlüssel zurück!“ Mario lachte wieder. „Erst werde ich eine kleine Spritztour machen, und dann werden wir weitersehen.“ Er stand auf und wollte zur Tür gehen, als er mit dem Arm gegen den Stuhl stieß. Der Autoschlüssel fiel ihm aus der Hand und landete auf dem Fußboden. Von dort aus zischte er mit Schwung unter den Küchenschrank. Etwas verdutzt sah ihm Mario nach.

„Das hätte sich somit erledigt“, stellte ich erleichtert fest.

„Du hast doch sicher noch einen Ersatzschlüssel?“

„Aber den bekommst du nicht!“

„Dann bleibe ich eben über Nacht hier, wird bestimmt schön!“ Marios Augen funkelten.

Das hätte mir gerade noch gefehlt, lieber überließ ich ihm den Wagen.

„Gut, ich gebe dir den Ersatzschlüssel, aber nur, wenn du gleich gehst. Du kannst den Wagen morgen zurückbringen.“ Ich ging hinaus, um den Ersatzschlüssel aus dem Flurschrank zu holen. Als ich die Tür hinter mir geschlossen hatte, stand Rupert neben mir.

„Bin ich froh, dass du da bist!“, sagte ich erleichtert.

„Ich war die ganze Zeit schon da und habe alles mit angehört. Der Kerl ist ja wirklich fies.“

„Wem sagst du das“, stöhnte ich.

„Du willst ihm doch nicht etwa den Wagen geben?“

„Was soll ich denn machen, ich werde ihn doch sonst nicht los.“

„Ich glaube, den wirst du auch nicht los, wenn du ihm den Wagen gibst. Der Typ fordert immer mehr, je mehr er bekommt.“

Ich wusste, dass Rupert Recht hatte. „Und was machen wir jetzt?“

„Ach mir kribbelt es so richtig in den Fingern, dem Kerl eine richtige Abreibung zu verpassen!“, sagte Rupert und ballte seine Hände zur Faust.

Meine Miene hellte sich auf, und meine Augen blitzten. „Was schlägst du vor?“

„Du lockst den Kerl erst einmal in die Waschküche, unter dem Vorwand, der Schlüssel befinde sich in dem Umhang, der dort hänge.“

Rupert war ein echter Kumpel, wenn ich ihn brauchte, und hatte auch immer originelle Einfälle.

Ich ging in die Küche zurück und sagte zu Mario: „Ich habe den Schlüssel noch nicht gefunden, aber ich glaube, ich weiß, wo ich ihn hinhab. Kommst du gleich mit, dann kann ich ihn dir gleich geben und du kannst sofort losfahren.“

„Du möchtest mich wohl schnell loswerden?“, meinte Mario und grinste verächtlich.

Ohne ihm zu antworten, ging ich vor ihm her in die Waschküche.

„Na, wo ist denn nun der Schlüssel?“, fragte Mario spitz, als wir dort ankamen. Ich tat so, als ob ich den Schlüssel aus einer Tasche des Umhangs nehmen würde, und reichte ihn dann Mario.

Dann ging alles ganz schnell. Ich zog den Umhang über. Aus einer Ecke flog ein Waschzuber Mario gegen die Beine, und er fiel zu Boden. Unsichtbar verließ ich den Raum und schloss die Tür hinter mir zu. Rupert hatte schon vorher die Außentür verschlossen. Jetzt klappte er noch die Fensterläden von außen zu, und der Raum war völlig abgeschlossen, wie ein Gefängnis.

Mario tobte und schrie: „Wenn ich dich erwische, du Hexe, bringe ich dich um!“ Er schlug mit den Fäusten gegen die Tür, die in den Flur führte.

Rupert und ich standen im Hausflur. „Was soll nun weiter geschehen?“, fragte ich ihn ängstlich.

„Mach dir nur keine Sorgen, den bekommen wir schon in den Griff. Irgendwann wird er müde und hört auf zu toben.“

Rupert hatte Recht, nach einer Zeit wurde es ruhiger. Nur ab und zu rief Mario noch: „Rita, du mieses Stück, bist du noch da?! Antworte gefälligst!“

Auf Ruperts Geheiß verhielt ich mich ganz ruhig, machte mich in der Küche zu schaffen, damit die Zeit verging.

Draußen begann es zu dämmern. Rupert kam in die Küche und sagte mir, ich solle alle Fensterläden im Erdgeschoss schließen und kein Licht machen. Dann legte ich meinen Umhang um. Wir gingen hinaus vors Haus und verschlossen die Haustür hinter uns.

„So, nun wollen wir das wilde Tierchen mal frei lassen!“, meinte Rupert und rieb sich die Hände. „Ach, Rita, stelle dich nicht so nahe an die Tür der Waschküche, damit er dich nicht umrennt.“

Rupert öffnete laut die Außentür der Waschküche, damit es Mario auch hörte. Einen Moment war es still, dann stürzte Mario unter lautem Fluchen heraus. „Wo bist du, du boshafte, hinterhältige Schlange, wenn ich dich erwische, drehe ich dir den Hals um!“

Mario konnte niemanden sehen, er hörte nur Schritte und folgte ihnen in Richtung Auto. Er stolperte durch die dunkle Nacht, auf das nur schattenhaft zu erkennende Auto zu.

„Dann werde ich wenigstens den Wagen mitnehmen. Den sieht sie nie wieder, darauf kann sich dieses miese Stück verlassen“, knurrte Mario vor sich hin.

Irgendetwas hatte sich an seinen Hosenbeinen verhängt und ließ ihn nicht vorwärtskommen. Mit aller Kraft versuchte er sich loszureißen, doch die Schlingen zogen sich fester um seine Beine. Stacheln drangen durch die Jeans und kratzten auf der nackten Haut. „Verdammtes Dornengestrüpp!“, schrie er. Schon hatten ihm die Brombeerranken ein Bein gestellt, und er fiel kopfüber in den Dornenbusch. Bei dem Versuch, wieder aufzustehen, zerkratzte er sich Gesicht, Arme und Hände.

Endlich hatte er es geschafft, den Dornen zu entkommen. Er suchte in der Hosentasche nach dem Autoschlüssel, doch den hatte er im Kampf mit den Dornen verloren. „Verdammt!“ Zornig lief er auf das Auto zu, hob einen Stein auf und wollte ihn an das Auto werfen. Dabei hatte er nicht bemerkt, wie sich ihm ein leichter Nebel von hinten genähert hatte. Aus dem Nebel heraus traf ihn ein harter Schlag, der ihn zu Boden riss.

Er hörte Ritas Stimme laut dröhnen: „Wenn du nicht auf der Stelle verschwindest, dann bringe ich dich um!“

Erschrocken sah er hoch, aber Rita war nicht zu sehen, nur Nebel zwischen ihm und dem Auto. Jetzt packte ihn panische Angst, und er rannte in Richtung Dorf davon, so schnell er konnte, verfolgt von Ritas lautem Gelächter: Dieses Mal hat es dir Rita gegeben! Diesmal habe ich gewonnen!

Ganz wohl war mir am nächsten Tag nicht. Würde Mario zurückkommen und sich an mir rächen? Und Rupert war den ganzen Vormittag auch nicht zu sehen gewesen.

Der Klang eines Martinshorns näherte sich dem Dorf, wurde immer lauter und verstummte schließlich in der Nähe. Da ist sicher ein Unfall an der Baustelle passiert, dachte ich.

Zum Mittagessen erschien Rupert mit einem Grinsen im Ge-

sicht, dass ich Angst hatte, er würde sich gleich in die Ohren beißen.

„Worüber freust du dich denn so?“, fragte ich neugierig.

„Mensch, Rita, da hast du echt was verpasst! Was glaubst du, was heute früh auf der Baustelle, vorne an der Straße, los war? Wie haben die Arbeitskollegen von Mario gelacht und gespottet, als sie ihn so zerschrammt gesehen haben. Der eine hat gesagt: ‚War aber sehr heiß, die Liebesnacht. Ich hatte gedacht, du wolltest sie mit deiner Exfreundin verbringen und nicht mit einer Löwin.‘ Alle haben lauthals gelacht, und Mario ist dem Spottvogel mit der Schaufel hinterhergerannt. In seinem Eifer hat er den Graben gar nicht bemerkt. Und dann passierte es, er rutschte aus und fiel hinein, dabei hat er sich einen Arm gebrochen, und musste ins Krankenhaus gebracht werden. Ich glaube, den sehen wir hier nicht wieder, denn bis sein Arm geheilt ist, ist diese Baustelle schon lange fertig.“

Ganz konnte ich die Schadenfreude von Rupert nicht teilen. Ein wenig tat mir Mario doch leid. Einen gebrochenen Arm hätte ich ihm nicht gerade gewünscht.

## 12. Kapitel

Kein Feuer, keine Kohle  
kann brennen so heiß,  
als heimliche Liebe,  
von der niemand weiß.

Altes Volkslied

Mein Leben hatte sich völlig geändert, seit ich in die Mühle eingezogen war, auch mein Denken und Fühlen verliefen jetzt in anderen Bahnen. Körperlich ging es mir viel besser, ja, man konnte sagen, so gut hatte ich mich schon lange nicht mehr gefühlt. Dinge strömten auf mich ein, Dinge, die ich vorher nie wahrgenommen hatte.

Wie jeden Abend machte ich meinen Gang vor das Haus, um noch einen Blick über den Garten zu werfen und dann die Türen des Hauses zu verschließen. An diesem Abend war ich sehr spät dran. Ich war oben im Bücherzimmer gewesen, hatte Bücher entstaubt und sortiert, hie und da gestaunt, wie viele Bücher meine Tante besessen hatte, und über welche Themen. Und mich so in der Zeit verloren, dass ich erst das Kommen der Nacht bemerkte, als ich keinen Buchstaben mehr in dem Buch über einheimische Vögel, das ich gerade studierte, erkennen konnte. Seit der Begegnung mit der alten Frau auf der Bank schämte ich mich, dass ich fast keine Ahnung über die Natur hatte, die mein neues Zuhause mit all ihrer Vielfalt umgab. Schon in den vergangenen Tagen hatte ich mir Bücher über einheimische Pflanzen und Tiere heruntergeholt und darin gelesen. Ich musste immer wieder feststellen, wie wenig ich über all das wusste.

Seit meinem Besuch beim alten Förster hatte ich zumindest eine Ahnung, welche Tiere mit mir das Haus und den Garten teilten. Der alte Mann war immer sehr hilfsbereit, oft kam er auf seinen Spaziergängen hier vorbei. Immer wenn er mich im Garten sah, kam er auf ein paar Worte zu mir herein, fragte nach, ob er mir helfen könne. „Ich muss doch die Nichte meiner alten Freundin ein wenig unterstützen, das bin ich Anna und unserer Freundschaft einfach schuldig“, meinte er lachend, als ich ihm für seine Fürsorge mir gegenüber dankte.

Die Hintertür hatte ich an diesem Tag gar nicht aufgeschlossen, da ich nichts in der Waschküche zu tun gehabt hatte. Also



blieb nur noch die Haustür zu verschließen.

Heute fühlte ich mich irgendwie anders, meine Sinne schienen offener zu sein. Ich empfand den lauen Abendwind intensiver als sonst auf meiner Haut. Lag meine intensivere Wahrnehmung vielleicht daran, dass ich mich jetzt mehr mit meinem Umfeld beschäftigte, mich mehr dafür interessierte? Der Nachthimmel hatte seine Sternenpracht schon voll entfaltet, und mir war, als würden mir manche der Sterne zuzwinkern. Meine nachtaktiven Untermieter waren gerade dabei, ihr Abendbrot einzufangen. Eine von den lieben Fledermäusen schwirrte dicht über meinen Kopf hinweg und streifte fast mein Haar. Sie hatte es aber sicher nicht auf mich abgesehen, sondern jagte einem fetten Nachtfalter nach.

In Gedanken versunken entfernte ich mich weiter vom Haus. Plötzlich überkam mich das Verlangen, meine Schuhe auszuziehen und mit den nackten Füßen das feuchte Gras zu berühren. Ein prickelndes Gefühl durchfloss meine Füße, kroch in meinen Beinen hoch und durchflutete schließlich meinen ganzen Körper. Eine Welle von Wohlgefühl erfasste mich ganz und gar.

Ich lief wie aufgezogen im nassen Gras hin und her und hatte einen riesigen Spaß dabei. Durch das Prickeln schien sich mein Körper immer mehr zu erhitzen, und meine Kleider brannten auf der Haut. Mir wurde heißer und heißer, bis ich das Gefühl hatte, meine Haut könne unter den Kleidern nicht mehr atmen. Ich öffnete meine Bluse und zog sie aus. Dort, wo die Haut nackt war und sie der Abendwind kühlen konnte, war es erträglich. So zog ich nach und nach alles aus, was ich auf dem Leibe trug.

Ich lechzte nur noch nach Abkühlung. Schließlich legte ich mich in das kühlende Gras und richtete meinen Blick zum Himmel. Glutrot erschien der Vollmond im Osten über den Wipfeln der hohen Bäume.

Endlich konnte ich frei atmen! Endlich Kühlung! Tief durchatmend, die Arme ausgebreitet, lag ich in der sanften Strömung des kühlenden Abendwindes.

Plötzlich erfasste eine Energiewelle meinen ganzen Körper. Er schien sich förmlich mit Energie aufzuladen. Ich wollte aufstehen, doch eine riesige Kraftwelle drückte mich wieder auf den Boden zurück. Mir war, als würde ich durch Raum und Zeit gewirbelt. Um mich herum schien sich alles zu drehen, mir wurde schwindlig, und ich schloss die Augen.

Wie lange ich so dagelegen hatte, ich wusste es nicht mehr,

ich hatte das Gefühl für die Zeit verloren. Irgendwann wurde mir dann kühl, und ich stand benommen auf, sammelte meine Kleider zusammen und ging ins Haus zurück. Todmüde fiel ich auf mein Bett und versank in einen tiefen Schlaf.

Seit jener Nacht spürte ich eine nie gekannte Energie in mir. Ich hatte das Gefühl, ich konnte alles schaffen, wenn ich es nur wollte. Jetzt wusste ich, womit ich durch Zufall so heftig in Berührung gekommen war – mit dem Drachenweg.

Es war noch sehr früh am Morgen, als Jürgen draußen in der Mühle ankam. Für gewöhnlich stand Rita auch immer sehr früh auf, da sie jetzt das ehrgeizige Ziel hatte, das Haus wieder vollkommen in Ordnung zu bringen. Entgegen allen bösen Zungen im Dorf, die behaupteten, sie würde es nie schaffen, es wieder bewohnbar zu machen und müsste es schließlich doch noch verkaufen.

Die Haustür war schon aufgeschlossen, und Jürgen brachte sein Handwerkszeug herein. Nachdem die drei Zimmer, die Rita zurzeit bewohnte, fertig elektrifiziert waren, setzte er jetzt seine Arbeit in der Waschküche fort. Er wollte ihr aber Bescheid sagen, dass er schon da war, und sah deshalb in der Küche und im Wohnzimmer nach. Doch Rita war nicht aufzufinden. Vielleicht ist sie im Obergeschoss oder draußen im Garten hinter dem Haus, dachte er bei sich. Jürgen überlegte, ob er sie rufen sollte, entschloss sich aber dann, seiner Arbeit nachzugehen und zu warten, bis sie zurückkäme.

Bereits eine Stunde hatte er sich schon in der Waschküche zu schaffen gemacht, und Rita war inzwischen immer noch nicht aufgetaucht. So grollte er vor sich hin: „Sie hat doch gewusst, dass ich so früh vorbeikommen wollte, und jetzt lässt sie sich nicht sehen!“ Ärgerlich arbeitete er weiter. Dann kam ihm der Gedanke: Es wird ihr doch nichts passiert sein? Er wurde unruhig und machte sich Sorgen um sie, dabei wurde ihm mit einem Mal bewusst, was er wirklich für sie empfand. Wenn er es recht bedachte, war das schon seit dem Augenblick so, als er sie das erste Mal gesehen hatte. Er war eigentlich nie der große Kavalier gewesen. Warum er damals auf dem Parkplatz zu ihr hingegangen war und ihr geholfen hatte, er wusste es selbst nicht so genau. Normalerweise hätte er belustigt aus einer gewissen Entfernung zugesehen. Etwas an ihr hatte ihn neugierig gemacht, wie magisch angezogen.

## 16. Kapitel

Auch aus Steinen,  
die einem in den Weg gelegt werden,  
kann man Schönes bauen.

Johann Wolfgang von Goethe

Wieder einmal so ein Morgen, an dem ich Rupert wegen seiner ewigen Nörgelei in der Luft hätte zerreißen können. Er hatte Tee gekocht und den Tisch gedeckt, weil er vor Hunger fast umkam. Und ich war spät aufgestanden und nicht rechtzeitig zum Frühstück erschienen.

„Ich denke, um acht Uhr ist Frühstückszeit – hast du gesagt.“ Dabei schaute er mich böse an. „Wenn ich schon alles machen muss, könntest du dich wenigstens mit dem Anziehen beeilen!“

Ohne ihn weiter zu beachten, schenkte ich mir eine Tasse Tee ein, nahm ein Stück Würfelzucker aus der Dose, tat es in die Tasse und rührte in aller Seelenruhe meinen Tee um.

Rupert fühlte sich durch meine Nichtbeachtung erst recht aufgestachelt und wurde immer ärgerlicher. „Nur noch Leberwurst ist da, ich möchte nur wissen, wann du endlich mal andere Wurst kaufen willst!“

Jetzt wurde es mir doch zu bunt. „Glaubst du denn, ich kaufe jeden Tag frische Wurst ein, nur weil du deine Launen hast! Du denkst wohl, ich werfe das Geld zum Fenster raus! Ich habe auch noch andere Ausgaben und kann nicht immer nur deine Sonderwünsche erfüllen!“

„Das sind keine Sonderwünsche, du weißt, dass ich Leberwurst nicht so mag.“

„Dann iss Marmelade! Ich gehe jedenfalls erst heute Nachmittag einkaufen.“

„Marmelade mag ich auch nicht!“

„Dann iss Butterbrot oder gar nichts! Und überhaupt, wenn du noch weiter so nörgelst, kannst du in Zukunft alleine frühstücken.“ Ich kniff die Augen zusammen und sah Rupert ärgerlich an.

Mit einem Mal änderte sich Ruperts Laune und er lächelte mich freundlich an.

„Aber Rita, Schätzchen, sei doch nicht gleich so böse“, versuchte er einzulenken. Seine Stimme klang viel tiefer als sonst.

Ich ließ mich doch nicht von Rupert veralbern und dachte gar nicht daran mich noch weiter mit ihm zu unterhalten. Das wiederum gefiel Rupert gar nicht. Er langte über den Tisch und streichelte meine Hand. „Rita, Schätzchen, sei doch nicht mehr böse.“

Trotzig zog ich meine Hand zurück. „Von wegen Schätzchen, ich lasse mir doch nicht all deine Launen gefallen!“

„Rita, Schätzchen, sei doch wieder lieb und verzeihe mir.“ Spinnt der jetzt total, schon dreimal hat er „Schätzchen“ gesagt und dann noch „verzeih mir“, das ist doch gar nicht seine Art.

Und ich setzte gerade an, es ihm auch prompt ins Gesicht zu sagen, als er sich plötzlich unsichtbar machte.

„Was ist denn los?“, fragte ich verduzt.

Mit einem Ruck flog die Tür auf und Jürgen stürmte herein.

„Du bist heute schon...“, weiter kam ich nicht. Da schrie er mich schon an: „Wo ist der Kerl?“ Dabei schob er mich beiseite und sah sich in der Küche um.

„Welcher Kerl? Bist du übergesnapp?“, fragte ich erschrocken.

„Tu nicht so, als wüsstest du es nicht, mein Schätzchen!“, sagte er höhnisch zu mir und riss die Tür zum Wohnzimmer auf.

„Kannst du mir endlich mal verraten, wen oder was du suchst?“ Ich starrte Jürgen fassungslos an, konnte mir sein Verhalten überhaupt nicht erklären.

„Dein Schätzchen!“ Er schaute in jede Ecke des Wohnzimmers und setzte dann seine Suche im Schlafzimmer fort. Sogar im Kleiderschrank sah er nach.

„Ist das eine Hausdurchsuchung oder was?“, fuhr ich Jürgen an. „Sind denn heute alle übergesnapp!“

Jürgen horchte auf und drehte sich zu mir um, kniff die Augen zusammen und sah mich mit einem lauernenden Blick an.

„Wer ist denn noch übergesnapp, mein Schätzchen?“

„Kannst du mir verraten, was das ‚Schätzchen‘ immer soll? Das sagst du doch sonst nicht zu mir.“ Irgendwie erkannte ich Jürgen nicht wieder. Ich hatte ihn noch nie so aufgebracht erlebt.

„Ich stand schon eine Weile draußen vor der Tür und habe euch belauscht. Andauernd hat er Schätzchen zu dir gesagt.“

Ich rang nach Luft, wie sollte ich Jürgen die Situation erklären. Sollte ich ihm sagen, ich habe einen Kobold im Haus und